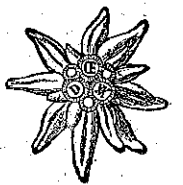


Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.De. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, Jänner 1933

Nummer 1

Wichtige Mitteilungen für das Jahr 1933.

Liebe Mitglieder! Lesen u. darnach handeln! Helft der Sektion Schuldzinsen sparen durch ehefte Einzahlung der Beiträge.

Mitgliedergruppen	A-Mitglieder	B-Mitglieder	C-Mitglieder	Chef Frauen- Ausweise	N.-B.-Jahrbuch 1933
Wohnhaft in Oesterreich	S 12.—	S 5.—	S 5.—	S 5.—	S 8.—
Deutschland	Mk. 7.20	Mk. 3.—	Mk. 3.—	Mk. 3.—	Mk. 4.80
Ausland	S 15.—	S 7.—	S 7.—	S 7.—	S 10.—
Zusolge Beschluß der Hauptversammlung in Nürnberg 1932 zahlen					
Neueintretende in Deutschland	Mk. 10.—	Mk. 5.—	Mk. 3.—	Mk. 3.—	Mk. 4.80
Aufnahmegebühr	3.—	3.—	3.—		
in Oesterreich	§ 12.—	§ 5.—	§ 5.—	S 5.—	S 8.—
Aufnahmegebühr	„ 5.—	„ 5.—	„ 5.—		

In Oesterreich wohnhafte Mitglieder zahlen ihre Beiträge auf das Postsparkassenkonto Wien Nr. 179.513, die im Reiche wohnhaften, nur auf das Postcheckkonto München Nr. 29.401.

In besonders berücksichtigungswerten Fällen kann die Aufnahmegebühr ermäßigt werden, wenn ein diesbezüglicher Antrag mit Vorstandsbeschluß genehmigt wird.

Die „Mitteilungen des Alpenvereins“ erhalten A-Mitglieder monatlich kostenfrei, B-Mitglieder können die-

selben gegen Bezahlung von S 2.— bzw. RM. 1.20 bei der Sektion bestellen.

Die „Mitteilungen der Sektion Kufstein“ erhalten alle A- und C-Mitglieder zugesandt; der Bezugspreis ist im Beitrage inbegriffen. B-Mitglieder erhalten dieselben bei Bestellung und Zahlung von S 2.— zugesandt.

Die Beiträge sind bis längstens 31. März 1933 zu bezahlen. Die Sektion ist unbedingt auf deren rechtzeitigen Eingang angewiesen. Unbegründete Zahlungsrückstände haben Zuschläge zu gewärtigen.

„Tiroler sein ja nit von Boam,
Sie höb'n fellest; D'rüm giach mir a so bald nöt hoam
Bom Alpvereins-Ballfößt.“

Ladschreiben

zum Alpenvereinsball 1933.

Weibaleid, legg's enk Feischtagsg'wandl un und steck's enk Busch'n auf d' Hüat oder vorn zuamt, Manda und Buama, schiaft's eini in die Kuschi, nemb's an g'sund'n Humor mit und a bissei a Kloageld — und wenn's nacha so g'richt' seid's, aft kemb's

am Samsta, dös war da 14. Jänner 1933,

zu dem oanzigen Almatanz, den's hoia ogeid a dene schiach'n Feid'n, z'Kopfstoa beim Gwercha, an Eggerfaal drin, döscht, wo da Alpverein halt g'wöhnlich tanzt hat.

B'sina deaft's enk loa Boisei, denn tod hoia jan d' Almatanz rar. Dafüa söcht's aba öbbas.

I tat enk raten, recht schöne Tracht'n herz'nehma, daß ma an recht schönen Brautzug zammbringa, und wenn's zammgeht, aft wean d' schönsten Tracht'n, oane vo d' Weibaleid und oane vo d' Mandaleid, prämiast.

U list gibt's ajahand zun Schaug'n und zum Los'n. Da Himalaya-Peda weascht enk was vazöihn vu seine weid'n Roas. Er hat enk a was mitbracht vo die Indiana.

Die Hauptsach is natürli scho da Tanz. Da spielen in'ri Spüleid auf. Kam daß i' aufhearn, höm i' scho wieda an, daß d' schiaga juchez'n megst, wennst dös daschnaufast. Für d' Manda geits a da Hütt'n an echt'n Enzala, für d' Weibaleit a siach Schnapsei, Bözelt'n und Küachi tod g'mua.

Anhöb'n damma uma achte uma.

Schiast muach's wern, bärig muach's heagöh, d'rüm toat's ins dön Tüd an und kemb's.

As Mittoa kost für jed's gleich; mia behandel'n Manda und Weibaleid nöt untaschiedla. U jed's, dös daheafimb,

muak zwoa Schalling (S 2.—) hertoa. Und nu öbbas muak i enk sog'n: Tanz weascht frod nach d' alten Tanz als wa a Vandra, a Walza und a Boarische a. Schiab'n gib's bei ins sei nöst!

U'gredt weascht a niad's mit „Du“, da geid's koan Rabi, und wenn's a so a hooha Bear, a Finanzrat oda list gor a Goaka is.

Leist, i gfreu mi scho sakrisch!

Da Büstand.

Meine Alpine Ede.

Franz Rieberl, Ruffstein.

Die ist tot. Sie lebte einst vergnügt und immer liebevoll zärtlich betrachtet in meiner Junggesellenbude, auch eine Zeitlang in meinem Wohnzimmer, als ich schon verheiratet war. Dann kam zuerst ein zarter Frauenmund und flüsterte: „Das alte Gerümpel sollte doch einmal verschwinden; das ist ja nur ein Staubfänger.“ Ich hörte damals sehr schlecht. Die alpine Ede blieb. Aber nicht lange. Dann kam eine zarte Frauenhand (oder zwei), und als ich eines Tages von dienstlicher Beschäftigung heimkehrte, war die Ede nicht mehr da. An ihrer Stelle stand ein Blumentisch mit einem sehr schönen Philodendronstock. Ich war an diesem Tage nicht sehr zärtlich mit meiner Frau, die mir andauernd versicherte, die alpine Ede sei am Speicher sehr gut aufgehoben. Ich glaubte das zwar nicht, fügte mich aber schließlich ins Unvermeidliche. Und so ist meine alpine Ede eines sanften Todes gestorben; einige Reste besitze ich heute noch als Zeugen vergangener schöner Zeit.

Ah, du willst wissen, was denn eine alpine Ede überhaupt sei? Herrgott, bist du ungebildet! Eine alpine Ede ist — nun ja, das ist zunächst eine Ede im Zimmer. Sie kann aber auch mitten in einer Zimmerwand sein. Und in dieser Ede (oder an dieser Wand) steht ein Paar gekreuzter Schier als Urgrund und Boden für allerlei weiteres alpines Gerät, meist ausgedienten Gesellen, als da sind: ein Eschenstock, eine Alpenstange, ein Eispidel, ein Seil, ein Paar Schneereifen, Steigeisen, eine Laterne, Schneibrille, eine Anzahl dieser Gegenstände malerisch an einem Rucksack aufgehängt; als Bekrönung sitzt auf dem Rucksackschlitz netzisch ein Berghut von unbestimmter Form und Farbe. Das ist so ungefähr der Inhalt einer alpiner Ede, und so sah die meinige auch aus; meist erfreute sie sich auch grüner — oder braun gewordener Latzschneizer. —

Warum ich auf einmal auf den ausgefallenen Gedanken komme, über so etwas zu schreiben? Se nun, das hat zwei Gründe. Einmal, weil ich heute am Speicher irgend etwas suchte — ich glaube ein altes Aquarienglas, um einem gefangenen Wilsch eine angemessene Wohnstätte zu bereiten. Dabei fand ich meine alten Schier, die Alpenstange, Schneereifen und die Schneibrille. Der zweite Grund: Erwachende Dankbarkeit diesen lieben, alten Dingen gegenüber, die mir einst so treu gedient.

Nun liegen sie verstaubt im Speichertram. Das tat mir wirklich leid. Da ich aber selbst einsah, daß in meinen Zimmern eine alpine Ede nicht mehr gut entstehen könne, teils wegen Platzmangel, teils wieder wegen des Vorhandenseins eines zarten Frauenmundes (siehe oben), so beschloß ich, meiner alpiner Ede ein geschriebenes Erinnerungsmal zu setzen; das ist wenigstens kein Staubfänger und wird auch meine ordnungsliebende Frau nicht mehr zum Ankauf eines weiteren Philodendronstockes veranlassen.

Kommt herbei, ihr alten Gesellen, und laßt euch der Reihe nach einmal betrachten. Da stehen sie vor mir, die gewaltigen Eschenbretter mit der Hirschmarke am Schischnabel aus der Freiburger Schierwerkstatt, 2.30 Meter lang, nicht „schnittig“ nach heutigen Begriffen, sondern

fast formlos, klobig, naturfarbig, ohne Zierleisten und Hohlkehlen. Noch kleben uralte Bienenwachs-Neste an den Sohlen; hinter der Stelle, wo einst die kupfergewaltige Östlerbindung saß, je eine Durchlochung. Ich dachte nach. Ja — natürlich, da saßen ja die Flügelschrauben zur Madlenerischen Fellbefestigung. Und um die beiden Spitzen schlingt sich kunstvolles Blechband aus der Werkstatt Polin d. Aelt. Ich habe mir ja beide Schilspitzen gebrochen und Anschiffen konnte man damals noch nicht. Wann war das nur? Richtig, ich hab's! Vom Spitzstein fuhr ich einmal herab; bei einem verschneiten Mäuerchen stieß die eine Schilspitze gegen die Steine, ich flog im Bogen in die Landschaft und suchte unter Abhingung leicht unchristlicher Gebete eine halbe Stunde lang nach dem Ausreißer. Dann habe ich ihn gefunden, und eine alte Blechhaubenspitze, die ich im Rucksack mit mir führte, half mir schlecht und recht ins Tal. Daheim bekam der eine Schi sein Blechband. Und das zweite ließ nicht lange auf sich warten. Noch im gleichen Winter war's, besser gesagt im darauffolgenden Frühjahr. Ich war damals noch der Ansicht, daß man auf gefrorenen Maulwurfshügeln und „Ruhfischen“ auch abfahren könne, und hüfte diese irrihe Ansicht mit einem Anaks und darauffolgender schleuniger Entfernung der noch unverletzten Schilspitze von ihrem Brett. Es war in den untersten Hängen am Markbachjoch. Dann fuhr ich die beiden Kriegsverletzten, aber leidlich wieder Hergestellten noch lange, der Praktikantengeldbeutel war recht mager. Und heute erzählten sie mir das alles; erzählten mir auch, daß sie mir Freund Östler ausgesucht und mit Bindung versehen, daß ich auf ihnen eine Anzahl Schifahrten weniger gefahren als gefallen bin und daß sie trotz meiner Drohung, sie als Brennholz zum Kaffeekochen zu verwenden, mich allmählich gelehrt, mich ihrer und der molligen Schneeflächen aufrichtig und nachhaltig zu erfreuen. Und als ich sie dann doch außer Dienst setzen mußte, da dienten sie noch oft — sie tun das heute noch — als alpiner Saalschmud beim Alpenvereinsfränzchen. Ihr lieben, alten, treuen Bretter, so lang ich lebe, werdet ihr kein Brennholz. Vielleicht reißt sich nach meinem Tode die alpiner Museen um den Besitz dieser Fabelhölzer und kaufen sie lachenden Erben um einen Märchenpreis ab. Freund Müller, Alpines Museum München, sichere dir das Vorkaufsrecht!

Das würde ich dir noch mehr bei dem Eschenstock raten, der zugleich mit den braven Freiburger Hölzern seinerzeit (1902) Einzug in meine Praktikantenbude hielt — wenn ich ihn noch hätte. Ähnliche Schier wie die aus meiner alpiner Ede gibt's nämlich heute noch, aber kaum mehr ein Gegenstück zu besagtem Eschenstock. Der war so dick wie ein gut genährter Kinderarm, maß 1.80 Meter und war unten mit wuchtigem Winteleisen beschlagen. Ein Forstmann älterer Ordnung wird nach diesen Angaben und wenn er noch weiß, daß es sich um trodne Bergische handelt, inschwer Körperinhalt und Gewicht errechnen können. Es war ein braver Stock, der mir mit Leichtigkeit die nötigen Hilfen und Rückhalte gab, deren ich damals reichlich bedurfte. Aber, wie gesagt, ich habe ihn nicht mehr. Ich besaß deren zwei, denn den ersten verlor ich bei einer nächtlichen Laternenfahrt im hintersten Vorderstale, und den zweiten, ganz gleich gebauten, habe ich einmal auf Nimmerwiedersehen hergeliehen. Wenn ich ihn noch hätte, würde ich ihn vermutlich Freund Janko schenken, der von allen meinen Schilshubkameraden die beste Anlage hat, schweres Stodgerät zu meistern.

Folgt die Alpenstange. Die habe ich noch halb. Als ich anfang, ernsthaft in die Berge zu gehen, hielt ich es für notwendig, meinen Hakenstock gegen eine echte, möglichst lange Alpenstange einzutauschen. Das gelang mir auf der Rosittentalpe am Wege zum Salzburger Hochthron. Ich habe sie fleißig geführt und dieser 2.20 Meter lange Riesenstock mit wehrhaftem Stachel hat mir glän-

ende Dienste geleistet und seine Nachfolger tun das heute noch. Ach, nicht, mein lieber Neuzeitlicher! Am steilen Gras- und Schutthang, besonders auf der Hochjagd (die Gemsen „machen“ nämlich genug Gipfel, die infolge ihrer Höhe namentliche Aufführung im Bannländerfahrtenbericht finden) gibt's keine bessere Gehhilfe. Meine liebe, erste Alpenstange steht heute nur mehr halb am Speicher. Vom „Holzwurm“ zerfressen, brach sie mir in der Mitte durch und vergoß ihr edles Blut in Form feinen Holzmehles. Die Spitze, eine alte Rundfeile, habe ich auch noch; der untere, von tausend Lächern durchsiebte Stockteil wanderte ins häusliche Küchenfeuer.

Den Bidel, den ich früher mit wahrer Andacht jedesmal in die alpine Ede stellte, habe ich heute noch. Den hat mir ebenfalls Oflter besorgt, ein heute noch prächtiges Gletscherbeil aus schweizerischer Schmiedewerkstatt. Jetzt hängt er neben einigen anderen im selbstgezimmertern Bidelgestell in meinem kleinen Wohnungsvorplatz. Wenn ich sage, daß er mich im Eis ausnahmslos und im Fels sehr häufig begleitet hat, so ist damit für den Wissenden schon gesagt, daß ich an ihm hänge fast wie an einem recht lieben Menschen. Unzähligemal hat er im tüdtschen Spaltengewirr getastet und gesucht nach den lauernden Menschenfallen, hat Stufen von der zarten, bloß geritzten Sohlenrandferbe bis zur Familienwaschschüssel geschlagen, hat als Sicherungshaken das Seil gehalten, hat mir Stundenlang im Fels am Handgelenk gebaumelt und oft als drohender Dold, Spitze nach oben, auf hochalpinen Schifahrten aus dem Rucksack gestarrt, hat mir widerspenstige Konservbüchsen geöffnet, hat Steine umgewälzt, unter denen ich alpine Käfer witterte, hat Holz gespalten und im Schneesturm der verschlossenen Almtür Bernunft beigebracht. Zweimal zerschlug mir tüdtsches Steingeshock den Schaft in der Hand: In der Nordwand der Kaltwasserfarpitze und am Fuße einer Eiszinne an dem Grandes Torasses. Den ersten Schaden behob ein Ruffsteiner Wagnermeister, dessen Sohn heute seine „Aneißl-Schier“ in alle Welt verschickt. Sein jetziger Stil stammt aus der Schmiede eines ländlichen Hephästus aus Dolonne bei Courmayeur. Auch außerhalb der Alpen war er tätig; so in den Balkanbergen, in den Pyrenäen, in den Karpathen — er ist ein weitgereister Geselle, aber er ist darob nicht stolz geworden. Wenn ich darum erfuche, begleitet er mich heute noch sogar auf die heimatlichen Mägel des Zahnen Kaisers und des Rosans bei Spätfrühjahrs-Fahrten. Ich käme spät oder gar nicht zu Ende mit „lobender Anerkennung treu geleisteter Dienste“, wollte ich alles berichten, was er mir Gutes getan. Du Braver, Waderer, du wirst mich vielleicht auch auf dem letzten Gang begleiten, vielleicht auf meinem Grabstein Ehrenwache halten deinem Herrn, der in dir nicht den Diener, sondern den Freund sah.

Lange, das heißt so lange eben meine erste bessere Egehälft die alpine Ede bestehen ließ, hing fein gerollt mein erstes Seil — es war ein geflochtenes — um den Rucksack. Das lebt längst nicht mehr. Nachdem es „treu gedient hat seine Zeit“, wanderte es in den Besitz der Hausfrau, die es trotz seiner Stärke als Wäscheleil schätzte, und zuletzt diente es noch einmal in den Bergen — bei einer Bergung im Kaiser umschürte es das armeleige Bündel aus Sackleinwand, die ein zerschmettertes Menschenkind mitleidig verhüllte.

Zum notwendigen Bestandteile einer alpinen Ede gehörten die Schneereifen. Die meine machte natürlich keine Ausnahme, schon deshalb nicht, weil man die Reifen seinerzeit — um die Jahrhundertwende — wirklich noch benützte und nicht bloß als seltsames Schmudstück vergangener Tage an die Wand hing. Wie oft habe ich die gewaltige Bärenantenzspur in die Schneehänge des Kaisers, des Karwendels, des Sonwendgebirges geschrieben! Längere Zeit führte ich sie sogar auf Schifahrten neben den

nordischen Brettern mit; denn — man konnte nicht wissen . . . Uebrigens schätze ich die braven Helfer aus Holz und Hanf heute noch sehr auf der Hochlandjagd, wo sie mitunter sogar dem kurzen Jagdschi überlegen sind. Meine ersten Reifen habe ich einmal in einer Almhütte zum Trocknen aufgehängt und dann aus Bergelichkeit hängen lassen. Freund Much vom Steinberg hat mir Ersatz dafür geschenkt in Form kreisrunder, aus Holzspan geflochtener Reifen; die zierten dann meine Ede bis an deren seliges Ende. Man wird mich vielleicht auslachen oder mindestens belächeln, wenn ich bekenne, daß ich auch heute noch mit dankbar wehmütigem Gefühle an meine Schneereifen zurückerdenke, an die „alte Art“, die Fritz Kurz sogar in einem sehr schönen Gedichte in seinen „Bergklängen“ besang.

Steigeisen! Das waren bestimmt keine Edesteiner, Horeschowsky oder Schusterreisen. Das waren Allgäuer Sechszäder mit plumpen Pyramidenspitzen. Ich glaube, wenn ich damit einem anderen auf den Fuß getreten wäre, hätten die Schuhe keinen nennenswerten Eindruck erhalten. Wohin diese meine Edezier geraten ist, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich habe ich sie einem Tiroler Holznecht geschenkt und sie werden vielleicht heute im Grunde des Kaiserbaches rosten.

Die Laterne hing immer aufgeklappt und fein gepuzt in der alpinen Ede. Es war eine „Pfarrer Mantinger“, ein ausgezeichnetes Gerät, das mir oft und oft die wertvollsten Dienste im Dunkel, auf holperigem Bergpfad, durch Lauschendickicht und im Bergwald geleistet hat. Manches trauliches Alpenhüttenidyll, manche Weiwacht hat ihr Flimmerkerzen beleuchtet. Sie war etwas schwerer als man es heute gewohnt ist, aber dafür fast ganz windsicher, was man von den zierlichen, federleichten Dingern, die heute im Gebrauch stehen, nicht immer sagen kann. Die habe ich meinem Bruder Sepp geschenkt; ob sie heute überhaupt noch als Laterne kenntlich irgendwo lebt, weiß ich nicht. Aber heute noch wäre ich froh, hätte ich wieder eine echte „Pfarrer Mantinger“. Leider ist diese Rasse ausgestorben.

Die Schneibrille meiner alpinen Erstzeit habe ich, wie schon angedeutet, wiedergefunden. Leere Augenhöhlen, in einer noch ein elender Rest des grünen Glases, durch das ich damals mir das grell gleißende Sonnenlicht zu mildern versuchte; an den winzig kleinen, verrosteten Muscheln hing noch ein verschmiertes Gummibändchen. Wenn ich diesen ärmlichen Augenschutz mit den heutigen, fein geschliffenen, braungrauen „Intelligenzhornbrillen“ vergleiche, so mutet er wahrhaft an, als sei er ein Ueberbleibsel aus der Steinzeit. Und doch liegt nur ein knappes Menschenalter zwischen diesem meinem Einst und Jetzt.

Besagtes Brillchen hatte in der alpinen Ede seinen Platz auf meinem Berghut. Dieser Hut — auch er wurde unter kundiger Beihilfe Oflters erworben — ist mir treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Den tausche ich nicht gegen eine Wagenladung von feinsten Velours- oder Seidenklapphüten, obgleich mir deren Verkauf zu Schleuderpreisen ein ganz nettes Sümmchen einbringen könnte. Dieser feinste aller Lodenfilze, Kopfbedeckung, Trinkgefäß, Beerenkörbchen, Alm-Blasbalg, lag schon einmal fast ein Jahr lang unterm Hochnissel in Karwendellatschen und ließ sich anständigsterweise von einem meiner Bergkameraden wieder finden. Prasselnder Regen und Hagelschauer, winterliches Flockengewirbel hat er mir wenigstens zum Teil vom „Sitze der Gelehrsamkeit“ abgehalten. Als ich unter die „Sutlosen“ ging, lag er mindestens immer im Rucksack „für alle Fälle“. Und heute benütze ich ihn sogar wieder ziemlich häufig, allerdings nur auf der Jagd, denn da braucht man oft einen Sonnenschutz. Aus diesem Grunde steckt jetzt beim Alpenvereins-Edelweiß immer irgend etwas vom Federkleid heimischer

Wildvogelssippe, eine Auerhahnschäufel oder so etwas, und — hie und da ein grüner Bruch, wenn der Urhahn sein letztes Liebeslied gesungen oder der Gamsbock stäubend den beschneiten Felshang herunterrollte. Wenn ich diesen meinen Hut verliere, dann setze ich einen Byß- und Trauertag im Hause Nieberl an, aber ganz ernstlich; denn an diesem verwetterten, braunen Loden mit seinem Guckloch am Vorderrande hänge ich wirklich mit der Treue des guten Freundes.

Auch der Rucksack meiner alpinen Ede lebt heute noch, aber wie? Dieser braune Bursche aus leichtem Militärzeltstoff wurde nicht zum Gebrauch hergenommen; er war der „ruhende Pol in der Erscheinung und Flucht“, solange die Ede bestand. Später hing er meist bei anderen vom Geschlechte derer von Schnerfer, wurde nur hie und da bei leichten Wanderungen, zum Beispiel Schwammerlsuchen und dergleichen subalpinen Beschäftigungen hergenommen, und heute ist er noch tiefer herabgestiegen auf der Rangstufenleiter, heute liegt er am Boden eines Kleiderschranks und birgt die Fleck- und Tuchreste, die in einem Haushalte im Laufe der Zeit anfallen; er ist zum „Flütkorb“ herabgewürdigt; von Zeit zu Zeit wählt zarte Frauenhand (siehe oben) in seinem krausen Inhalt, etwas Passendes — oder auch Unpassendes zum „Flüden“ heranzuholen.

Liebe, alte Ede, ich habe versucht, dir „ein Mausoleum, ein Epitaphium, ein Kenotaphium“, wie es im Studentenliede „Es lief ein Hund in die Küche“ heißt, zu setzen mit dankbarem Wort. Du müßtest neuzeitlichem Ordnungsgeist weichen — das muß heutzutage fast alles, wenn es auch hie und da mehr nach Unordnungsgeist aussieht — aber nicht weichen sollst du aus meinem Gedächtnis als ein Stück meiner alpinen Erinnerungen, so wertvoll wie das Andenken an manche Bergfahrt. Hoffentlich gibt's noch mehr Bergsteiger, die ähnlicher Eden ihres Lebens gerne gedenken. Fiducit!

Aus Hütten- und Fremdenbücher.

Von Dr. B. S.

(Schluß)

Es wirft überhaupt kein gutes Licht auf die Herren der Schöpfung, daß sie die Wirkung weiblicher Fremdenbucheintragungen durch unziemliche Randglossen ins Lächerliche ziehen. Ist es nicht gemütsroh, die gefühlsvollen Verse

Unter diesen alten Bäumen

Möcht' mein Leben ich verträumen,
welche ein Fräulein Auguste N. aus Dresden irgendwo
eingetragen hatte, durch den Zusatz

Unsinn, Auguste!

Heiraten müßte!

ihres lyrischen Gehaltes zu berauben?

Doch finden wir auch Beispiele von anerkanntem Altruismus. In einem Fremdenbuch in Predazzo, das, nebenbei gesagt, eine klassische Autogrammsammlung der berühmtesten Mineralogen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts repräsentierte, fand sich die lakonische Eintragung: „Victor, Cave tabernam Bernardi in Campidello!“ Gewiß wollte diese warnende Stimme nicht mit ihrem Latein proken, wie der oben zitierte Sanskritkenner. Auf den Mangel an klassischer Bildung bei den Gastwirten der guten alten Zeit bauend, konnte der Verfasser so den Wirt in Predazzo dazu verwenden, die Disqualifikation seines Freundes und Berufskollegen in die breite Öffentlichkeit zu bringen. Heute wäre die Anwendung dieses eine feine Ironie befundenden Kniffes unangebracht. Denn einmal versteht heute schon jeder Hausknecht Latein, und dann dürfte die alte Kollegialität zwischen den Wirten einem Konkurrenzneid gewichen sein,

der es dem Wirt in Predazzo zum Vergnügen machte, wenn er dem von Campidello etwas von seinem Renommee nehmen könnte.

Nachfolgende Eintragung in einem Thierseer Fremdenbuch scheint auch von purer Nächstenliebe diktiert, indem sie den Unerfahrenen vor Berggefahren warnt. Aber der Kenner der Verhältnisse ist sich über den wahren Zweck dieser Zeilen gleich im Klaren:

Ein Hochtourist wollte sein Können zeigen
Und führerlos einmal den Pendlung bestiegen.
Den Einstieg nahm er beim Muracher-Löchl
Und kam auch bis zum Dreibrunnenjöchel,
Dann aber hat er sich gründlich verlossen
Und ist nach Stunden erst eingetroffen
Beim Thiersee! Und die Moral der Geschichte:
Besteig' ohne Führer den Pendlung nicht!

Etwas Ähnliches erinnere ich mich einmal am Strippenkopf gelesen zu haben, wo ich mit dem damals bereits sehr frankten Tavernaro beisammensaß. Leider habe ich mir damals die Sache nicht notiert. Sinegen kenne ich durch Abschrift eine Eintragung aus dem Gedächtnisbuch von der Teufelskanzel, die ich hier erwähnen möchte, da sie ja auch dem Ruffsteiner Gebiete angehört und von echt Horazischem Geiste durchglüht ist.

Ille terrarum mihi præter omnes
Angulus ridet, ubi pini campo
Potus emanat humidoque certant
poc' la Monachio.

Für den, der im Horaz nicht mehr ganz sattelfest ist, sei die Uebersetzung beigelegt, die da lautet:

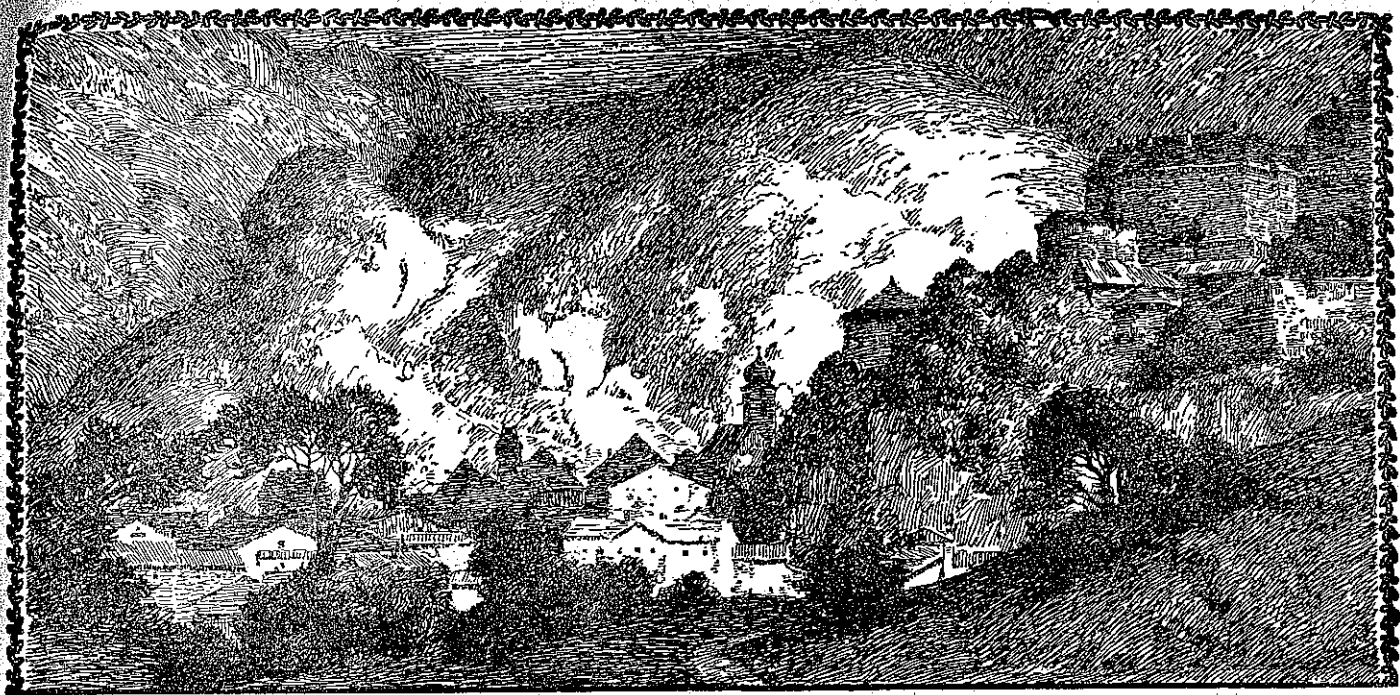
Jenes Bläthen am Inn lacht mich vor allem an,
Wo im Riesergefilde¹⁾ sprudelt der Sabetrunk
Und der Gerstenlast nicht nachsteht
Dem in der Biermetropole München.

Wie anders ist die Gemütsstimmung, die sich in den Zeilen eines Triestiner Turisten widerspiegelt, der in Heiligenblut beim Schöber eingeregnet war:

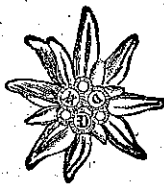
Vom Meere bin ich weggerannt,
Das Wasser, das war mir zuwider,
Nun find' ich hier im Alpenland
In Regenform es wieder.
Nun sitz' ich hier, Gott sei's geklagt,
Und trinke gewässerten Rotwein,
Und hab's doch schon tausendmal gesagt:
Das Wasser, das wird noch mein Tod sein!

Ich glaube, es wäre eine dankenswerte Aufgabe, wenn einmal zum Auffspüren all' der in Hütten- und Fremdenbüchern versteckten Perlen des Humors eine regelrechte Razzia veranstaltet würde, wenn z. B. jede Alpenvereinssektion eines ihrer Mitglieder mit der Aufgabe betraute, innerhalb ihres Sektionsbereiches gute Eintragungen zu sammeln, die dann von einem literarischen Ausschuss gesichtet und herausgegeben werden könnten. Nur zu rasch gehen derartige Einfälle verloren. Ich erinnere mich eines sehr lustigen längeren Poems, das ein Sommerfrischler in Reith bei Seefeld beim Abschied aus der Sommerfrische hinterlassen hatte. Wenige Jahre nachher war das betreffende Fremdenbuch und mit ihm das Gedicht verschwunden. Vor einigen Jahren schon klagte mir gegenüber, als ich in der Klausel alte Staub-Eintragungen sehen wollte, Herr Amann, daß aus alten Fremdenbüchern gerade die besten Blätter von Gärten herausgerissen worden seien, und ein ähnliches Klagegedicht bekam ich im vorigen Jahre beim Tagelwurm zu hören. Es wäre erfreulich, wenn diese Zeilen dazu Anregung gäben, eine Sammlung bergfreudigen Humors zu schaffen, ein Büchlein, das — um mit Schefel zu reden — seinen Lesern in Erinnerung bringt: „harmloser Wanderlust verflüchtigt Glück“.

¹⁾ Mit dem Riesergefilde pini campo ist natürlich Riesersfelden gemeint.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, Februar 1933

Nummer 2

Konrad Pragmarer u. Andreas Weindl

die am 2. Silbarts 2045 ihre letzte Bergfahrt auf den Predigstuhl unternahmen, zum Gedächtnis.



Konrad Pragmarer

Keine Betätigung führt den Menschen zu solcher sittlicher Höchstpfullendung, wie die Bergsteigerei.

Manche Glaubensgemeinden schreiben mit Unrecht ihrer Lehre eine die Menschheit bessernde Wirkung zu; denn der Beweggrund ihres Tuns ist Furcht vor Höllestrafen oder Hoffnung auf Himmelslohn. Der Naturverbundene aber strebt des Schönen an sich wegen zur oft schwer erreichbaren Höhe, die er nur mit großer Anstrengung seiner Verstandes- und Muskel-

kräfte zu erreichen trachtet. Mit dieser Stählung seines Körpers und dieser Schulung seines Geistes treibt der Kletterer auch unbewußt Seelenpflege und ringt sich empor zu sittlicher Größe. Ob leichtbeschwingte Jugend oder besonnenes Mannesalter der Bergeseele lauschen, immer suchen echte Bergsteiger einzudringen in den geheimnisvollen und weihvollen Bannkreis der Rätsel der Natur. Vieles vom Erlebten und Gesehenen bleibt ein Geheimnis, dieser Nährboden neuer sittlicher Werte löst Ehrfurcht und Hochachtung vor den heiligen Gesetzmäßigkeiten in uns und um uns in unserer Seele aus.

Fern von den Irrwegen des Scheinglücks, von den Rißstätten des Neides, der Feindschaft und Schlechtig-

keit, zieht der Bergsteiger den steilen Pfad empor zur sonnbestrahlten Firnenwelt edleren Menschentums. Er freut sich am harfenspielenden Rauschen grünender Wälder, am Sange jubelnder Vögel, am heimelnd murmelnden Plauschen versteckter Quellen, an gleißenden Strahlen der Abendsonne, die, das Gewoge der Wolken durchbrechend, die Zinnen der Berge vergolden, er fühlt sich entrückt aller Erdenlast und sieht im Weggefährten — trotz der im Tale sie trennenden Gegensätze, die Glaubensbekenntnis, Parteizugehörigkeit oder wirtschaftliche Stellung begründen — den seiner Liebe und Achtung würdigen Bergfreund. So führt die echte Bergsteigerei zurück zum Urbild deutschen Wesens, an dem einst die Welt genesen soll, das, durch die Fremdherrschaft verdunkelt und entartet, nur mehr in einzelnen Lichtgestalten seine Verkörperung fand.

Solch urgermanisches Wesen strahlte aus den Augen der beiden im Kampfe mit den Bergen als Opfer gefallenen Jungen, denen wir stets ein ehrendes Gedenken bewahren wollen.

Kufstein, im Hartung 2046.

Schwammerl.

Liebe Mitglieder!

Die Sektion bittet nochmals dringend, die Beiträge für 1933 möglichst bald einzubehalten. In der Januarfolge dieser Mitteilungen, gleich zu Anfang, stand schon diese Bitte nebst anderen, wichtigen Nachrichten; für unsere im Reich wohnenden Mitglieder lag auch eine Zahlkarte bei. Sucht sie hervor, bevor alles endgültig in den Papierkorb fliegt, füllt sie aus und zahlt ein; ihr macht damit dem vielgeplagten Geldwart eine aufrichtige Freude. Für in Oesterreich wohnhafte Mitglieder liegt Erlagschein der Postsparkasse zur Einzahlung bei.

Weil wir gerade beim Geldwart sind: dieser Mann ist zur Zeit auf das Geld aus wie der berühmte Teufel auf die ebenso berühmte arme Seele. Der hat mir, dem

auch leidlich geplagten Schriftleiter der Sektions-Mitteilungen, schon leise den Vorschlag ins Ohr geraunt, aus Ersparrungsrücksichten die Mitteilungen, wenn schon nicht gänzlich aufzulassen, so doch nur alle Vierteljahre erscheinen zu lassen. Da machte ich ihm einen anderen Vorschlag: Wir ersparen uns heuer die Herausgabe eines eigenen Jahresberichtes in Heftform, der ja auch nicht billig ist, und verwenden unser uns doch allen schon recht lieb-gewordenes Blatt gleich zur Aufnahme alles dessen, was ihr aus dem Sektionsleben 1932 wissen sollt. Ich hoffe euch alle damit einverstanden und beginne gleich mit dem.

Jahresbericht 1932

erstattet vom Schriftführer Sepp Graff.

Nach den letztvergangenen Jahren, in denen der große Umbau unseres Stripsenjochhauses der Sektion wirklich erhebliche Arbeiten und Opfer auferlegte — letztere dauern allerdings noch eine Zeitlang an — lenkte das Jahr 1932 doch wieder in die Bahn ruhiger Weiterentwicklung ein.

In unseren Mitgliederlisten stehen verzeichnet:

A = Mitglieder,	wohnhaft in Ruffstein	179
	wohnhaft im übrigen Oesterreich	124
	wohnhaft im Deutschen Reich	440
	wohnhaft im Auslande	17
	Zusammen	760
B = Mitglieder,	im ganzen	201
C = Mitglieder,	im ganzen	5
	Insgesamt also	966

Im Vorjahre verzeichneten wir 1033, mithin ist ein Abgang von 67 Mitgliedern zu verzeichnen, eine Auswirkung der Zeitläufte, die noch nicht abgeschlossen ist.

Die Besuchsziffern unserer Hütten ergaben folgendes Bild:

Eingeschrieben in:

Hinterbärenbad 10.917 (Vorjahr 10.109).

Stripsenjochhütte 10.633 (Vorjahr 9.674).

Bemerkenswert ist ein bedeutender Rückgang der Uebernachtungen in Hinterbärenbad. Der Hüttenpacht von Hinterbärenbad lag in den bewährten Händen von Mutter Rainer; am Stripsenjoch waltete wieder die Bergführer-Familie Stöger. Klagen von Bedeutung kamen nicht zu Ohren der Sektion.

Ausgeführte Arbeiten in den Sektionshütten. Küchenfaminerneuerung, geringfügige Ausbesserungen in Hinterbärenbad. Am Stripsenjoch gab es noch verschiedene Baubeendigungsarbeiten, Herdaufstellung im Selbstverlorgerraum, Behebung eines Wassereintruchschadens.

Almen. Die Stripsenalme, an Franz Stöger verpachtet, erhielt eine neue Wasserleitung; die Bärenbadalme wurde vom Pächter Pöhl aus Schwoich betreut.

Weg. Die Seilanlagen des Josef-Egger-Weges, die regelmäßig durch Lawinengang und Steinschlag leiden, wurden instand gesetzt, ebenso geschah es am Widauersteig. Die bekannte Abrutschstelle am Bettlersteig und auch der ganze übrige Weg erfuhren gründliche Ausbesserung. Der Kaisertalweg vom ersten, etwas steilen Aufstieg an bis zum Hinterkaiserhof wurde im Verein mit den Anrainern wieder so hergerichtet, daß er allen billigen Ansprüchen des Bergwanderers und Ausflüglers gerecht wird. Für zarte Salbschuhe paßt er noch nicht überall, aber die passen auch nicht ins Kaisertal. Die Wegstreden Hinterkaiserhof — Hinterbärenbad — Stripsen-

joch standen unter der Obhut der Hüttenpächter; sie sind in bestem Zustande.

Führerwesen. Der Führerstand betrug 12 Führer und 3 Träger. Der Führertag fand am 1. Juni Sonntag statt; sämtliche Ausrüstungsgegenstände wurden in Ordnung befunden. Klagen von Geführten liefen nicht ein, wohl aber manche Anerkennung. Unsere Führer sind gut, zum Teil sehr gut. Leider haben sie gewöhnlich mehr bei Rettungen und Bergungen zu tun als in ihrem eigentlichen Dienste; schuld daran sind zwei Umstände: der Massenbesuch der Kaiserberge auch von vielen Ungeübten und das Ueberwiegen der Führerlosen.

Rettungswesen. Wie eine schwere, düstere Wolke verdunkelt dieses Wort das vergangene Vereinsjahr, denn allzu grauenvolle Ernte hielt heuer der Bergtod in unserem Kaiser. 16 Tote müssen wir unserer ohnehin schon erschreckend umfangreichen Gefallenenliste einverleiben, nämlich:

Siegfried Grünebaum, München (Steinerne Rinne); Karl Herr, Nürnberg (Jodenspißen); Leonhard Stippl, München (Scheffauer); Fritz Tremml, München (Kopftörlgrat); Rosa Bleier, Kiefersfelden (Steinberg); Graf Guido v. Luxburg und Franz Sch. Athing, München (Totensessel); Fritz Herle, München (Kopftörlgrat); Ludwig Ettenhuber, München, und Eberhard Wendt, Lauban in Schlesien (Predigtstuhl Nordfante); Franz Kohlsdorfer und Fritz Arnold, München (Fleischbank-Ostwand); Konrad Brammer, Ruffstein, und Andreas Weindl, Haring (Predigtstuhl, Westflucht); Ludw. Hall, Offenburg, und Karl Moldan, Salzburg (Fleischbank-Ostwand).

Tod in den Bergen! Doppelt tief ergreift uns der Gedanke, daß die, die auszogen, um das Leben dort zu suchen, wo es am tiefsten und reinsten quillt, gerade bei diesem Beginnen den Tod gefunden. Viel Jungblut wurde wieder in des Kaisers Bergwelt geopfert; viel Jugend, viel Hoffnung, viel Zukunft. Daß nach blühendem Frühling, nach Sommers Reife, nach herbstlicher Ruhe der Winter kommen muß, daß alles Leben einmal dem Tode weichen muß, ist selbstverständliche, oft schmerzliche Erkenntnis; wir müssen uns ausnahmslos diesem Naturgesetz beugen. Wenn aber der Tod im Lenz einher-schreitet, dann schnürt es uns doch das Herz zusammen und wir können dies nur schwer begreifen und verwinden.

Schwerste Arbeit vollbrachte in all' diesen und noch gar vielen ungenannten, weil glimpflich verlaufenen Fällen unsere Rettungsmannschaft. Sie ist nicht zu entlohnen; sie steht im Ehrenbuche der Pflichterfüllung im Zeichen des Grünen Kreuzes.

Genug der Schatten; begeben wir uns wieder in freundliches Sonnenlicht!

Jugendherberge. Am 10. Juli war es, als draußen am Rande des Furchhölzls, am Ufer des Sparchenbaches, die neuerbaute Jugendherberge des D. u. De. Alpenvereines eingeweiht wurde. Böllerknall, flatternde Fahnen, Feldmesse, andachtsvoll stimmende Weisen unserer Stadtkapelle und „kluger Reden munterer Fluß“ umrahmten die schlichte, aber wirklich schöne Feier. Ueber Einzelheiten berichtete neben der Ortspresse auch in unseren Mitteilungen Nr. 8 unser Vorsitzender. Es ist schon etwas Großes, was hier durch die Großherzigkeit des Hauptauschusses der Sektion Ruffstein geschenkt wurde; es soll uns ein hohes Wunschbild verwirklichen: wir haben jetzt ein Heim, einen Hort für unsere wandernde deutsche Jugend!

Wie zu erwarten, war der Besuch zunächst nicht stark: 58 Personen mit 87 Uebernachtungen sind zu verzeich-

nen. Wenn die wirklich wunderschöne Herberge einmal bekannter sein wird, wird hoffentlich frohes Jugendlachen oft darin erklingen.

Die Betreuung des Heimes Iaa in den Händen des Ehepaars Lial.

Jugendgruppe. Noch etwas Erfreuliches im Bilde des verfloffenen Vereinsjahres: die Sektion Ruffstein gründete — endlich — eine Jugendgruppe. Sie besteht aus vier Abteilungen, u. zw.: Bundes-Realgymnasium Ruffstein, Hauptschule Wörgl, Volks- und Fortbildungsschule Ruffstein und Turnverein Ruffstein. Derzeit sind 227 Jugendliche und 11 Führer vorhanden.

Bereits am 13. März zeigten sich die Früchte dieser bedeutungsvollen Tat anlässlich des Jugend-Schütages in Rißbühel, wo unsere Jungen eine ganze Reihe erster und zweiter Siege erringen konnten.

Deutsch-amerikanische Himalaja-Rundfahrt. Was hat die mit der Sektion Ruffstein zu tun? wird mancher fragen. O, ganz Erhebliches! In der Ausschubsktion vom 8. März berichtete Vorstand Nieberl über eine bevorstehende Himalaja-Rundfahrt, welche sich die Bezwingung des Nanga-Parbat, eines der zwölf bekanntesten Achttausender der Erde, zum Ziele erkoren hatte. Es bedeutete daher für die Sektion Ruffstein eine außerordentliche Ehre, daß als einziger Oesterreicher eines ihrer Mitglieder, Peter Nischenbrenner, zur Teilnahme daran aufgefordert wurde. Freilich war damit auch ein geldliches Opfer verbunden, und Geld lagerte zur Zeit natürlich nicht im Geldschrant der Sektion. Da aber der Ausschub einstimmig der Ansicht war, daß hier eine Ehrensache vorliege, die unbedingt unterstützt werden müsse, so fand sich auch ein gangbarer Weg. Es wurde beschlossen, durch Anteilnahme und freiwillige Spenden den notwendigen Betrag von 2500 Schilling aufzubringen. Das gelang in erfreulicher Weise durch die Anteilnahme der Sektionsmitglieder und fast der ganzen Ruffsteiner Bevölkerung in kürzester Zeit; in wenigen Tagen waren 100 Anteilnahme je 20-Schilling gezeichnet und überdies an Spenden über 1000 Schilling eingegangen. Am 24. April verließ unser Peter seine Heimatstadt, um nach fast einem halben Jahre wieder zurückzukehren. Jedenfalls hat Peter die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht enttäuscht. Näheres wird noch veröffentlicht.

Beihilfen. Zu den freudigen Ereignissen des Sektionsjahres ist auch die bereits eingelangte erste Teilbeihilfe des Hauptausschusses zum Umbau des Stripsenjochhauses im Betrage von 6000 RM zu zählen; wir erhielten dafür 10.170 Schilling. Nach langwierigen Verhandlungen gelang es auch, einen Betrag von 3000 Schilling aus dem Fürsorgefond zur Deckung unserer Einbruchschäden am Stripsenjoch zu bekommen.

Eine liebevolle Gabe erhielt die Hoerfarter-Kapelle bei Hinterbärenbad in Form eines geschmiedeten Schutzgitters vor dem Altar. Herr Kommerzienrat Esterer-Mättling und Frau A. Rainer waren die liebenswürdigen Spender.

Am 18. Juni fand in Innsbruck eine Tagung der Tiroler Sektionen statt, die hauptsächlich Stellung zu den Vorschlägen für die Hauptversammlung in Nürnberg zu nehmen hatte. Unsere Sektion war durch die Herren Nieberl und Kaver Kraft vertreten.

Ein kurzer Rückblick war's auf geleistete Arbeit im Jahre 1932, ein Bild der Arbeit, die ganz gewiß oft nicht leicht war, aber herzlich gerne geleistet wurde, da

sie der Liebe zu unserer deutschen Bergwelt, für unsere Heimat, zu Ehr und Nutzen unseres heißgeliebten Volkes geschah. Berg-Heil!

55. (ordentliche) Hauptversammlung der Sektion

am 14. Dezember 1932 im Spiegelsaale des Großgasthofes Egger.

Der 1. Vorsitzende Nieberl eröffnete um 21 Uhr die Versammlung, begrüßte die Erschienenen und gedachte vor allem der im Geschäftsjahre verstorbenen Mitglieder. Es sind dies: K. Schmid, München; K. Thoma, München; Dr. J. Gayer, Szombathely; Anna Liebig, Torgau; S. Vangebner, Kirchbühl; K. Praxmarer, Ruffstein.

Dann gab er auszugsweise Bericht aus der Verhandlungsschrift der Hauptversammlung in Nürnberg, die ja manchen nicht allgemein befriedigenden Entschluß gefaßt hat. Wenig freundlich berührt es namentlich österreichische Sektionen, daß ihnen die weitere Aufnahme reichsdeutscher Mitglieder wesentlich erschwert ist. „Und ein bißchen ein Neid ist halt doch auch dabei.“

Des weiteren verlas Sepp Graff den Tätigkeitsbericht, den wir an anderer Stelle schon gebracht haben.

Es folgt der Bericht des Geldwartes, den wir auszugsweise noch vorlegen werden. Derselbe war, wie gewohnt, mustergültig abgefaßt und bis ins Kleinste belegt. Auf Grund der Feststellungen der beiden Geldgebarungsprüfer Erhard und Neumayer, daß die gesamte Buchführung in vollster Ordnung befunden wurde, erteilte die Versammlung dem Geldwarte die Entlastung und der Vorsitzende erstattete ihm den gebührenden Dank.

Nach einem gleichfalls vom Vorsitzenden gebrachten Bericht über die bergsteigerische Tätigkeit der Mitglieder, die allerdings fast nur von der Bergsteigergruppe geleistet wird und der natürlich besondere Erwähnung der Himalajafahrt zum Nanga Parbat tat, an der unser Peter Nischenbrenner erfolgreich teilgenommen hatte, stand der Punkt Neuwahlen zur Beratung. Dazu machte der 1. Vorsitzende einen in der Vereinsgeschichte ungewöhnlichen Vorschlag. Er beantragte selbst Wiederwahl des Gesamtausschusses aus dem Grunde, weil er es im gegenwärtigen Zeitpunkt für ungünstig hielt, den Ausschub auch nur teilweise neu zu besetzen. Nur allzu leicht könne der Vorwurf erhoben werden: Jetzt, wo eine beträchtliche Schuldenlast der Sektion erwachsen ist, will sich der Ausschub drücken! Er halte es geradezu für seine Pflicht und Ehrensache des Ausschusses, zunächst auszuhalten und tatkräftig an der Minderung der Schulden mitzuarbeiten, die ja ziemlich rasch vonstatten gehen dürfte. Dem Antrage wurde einstimmig stattgegeben. Mithin besteht der Ausschub wieder aus den Herren: F. Nieberl, 1. Vorsitzender und Führerwart; Gg. Pirmoser, 2. Vorsitzender; Sepp Graff, Schriftführer; K. Kraft, Geldwart; K. Polin, Hüttenwart für Hinterbärenbad; S. Erhard, Hüttenwart für Strips; Gg. Rogler, Wegwart; Dr. Karl Kraft, Umwart; A. Lamche, Jugendherbergewart; Beisitzer sind: E. Neumayer, E. Mehner, E. Jankovitsch, Sepp Haid, Adolf Lippott, F. Egger, K. Bliska (für Jugendwandlerer); für Wörgl E. Türk; für Kirchbühl Ingenieur Mathes.

Das silberne Edelweiß für 25jährige Mitgliedschaft erhielten die Herren: Dr. Germaß, Steyr;

Dr. R. Helm, Bozen; Karl Muhl, Kirchbichl; A. Nagl, Dr. A. Rein, beide München; Josef Spanner, Halking; A. Blachfelner, Loisl Kalenknopf, G. Pirmoser, R. Polin, J. Wörgötter, sämtliche in Ruffstein.

Der Vorsitzende drückte Freude und Genugtuung aus darüber, daß eine so stattliche Anzahl von „Rittern des silbernen Edelweiß“ heuer die verdiente Anerkennung ihrer Treue erhielten, und wiederholte auch an dieser Stelle die dringliche Bitte, doch unaufgefordert sich zu melden für die Beteiligung mit dem Ehrenzeichen, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen sei. Es seien eben leider in früheren Zeiten die Mitgliederlisten nicht immer gleich sorgfältig geführt worden, manche seien verloren gegangen, und so gebe es leider immer wieder solche, die den Beleidigten spielen möchten. Das sei grund- und sinnlos.

Mit sichtlicher Freude konnte der Vorsitzende auch zwei Grüne Kreuze für Rettung aus Bergnot verteilen: L. Splechna, Gaudeamushütte, und Heimr. Friker, Ruffstein, waren die Braven, denen der Hauptauschub diesen „Friedensorden“ verlieh. Das ist aber wirklich ein Orden, erteilt für Leistung, die geldlich nicht entlohnt werden kann; der steckt mit weit mehr Berechtigung am Bodenrod als viele Kriegs- und alle „Hinterlands- und Frühstückorden“ an Uniform und Frack.

Wie in der Ausschüttung vom 8. März beschlossen wurde, gelangten 10 der gezeichneten Anteilsscheine für die Nanga-Parbat-Rundfahrt zur Verlosung; es wurden gezogen die Nummern: 6, 71, 13, 21, 54, 58, 63, 70, 94, 98. Die anwesenden Empfänger stellten ihren Anteil der Sektion zur Verfügung. Das sei zur Nachahmung empfohlen. Innerhalb dreier Monate nicht abgeholt Anteile gelten als verfallen.

Unter „Unfalligem“ machte der Vorsitzende die Mitteilung, daß die Bergsteigergruppe im Fasching wie vor zwei Jahren ein Tanzkränzchen in die Wege leiten und durchführen wolle. Das wurde „genehmigend zur Kenntnis genommen“ und da sich weiter niemand mehr zum Worte meldete, schloß der Vorsitzende schon um 22 Uhr die allseits befriedigend verlaufene Versammlung.

Der letzte Abstieg.

Wo im Felskar mündet der schmale Steig,
Steh'n wetterharte Gestalten.
Am Boden die Tragbahn, ein Bündel Seil,
Warum wohl die Wache halten?

In den Wänden darüber hallt Bergsteigers Ruf,
Es prasselt der Steinschlag zu Tale;
Zwischen Plattentafeln in Kirchturmhöh'
Wird's lebendig mit einemmale.

Ein Mann, gehalten am schwanken Seil,
Alebt dort in den grausigen Wänden;
Ein unförmig Bündel hängt über ihm,
Das er, absteigend, lenkt mit den Händen.

Immer tiefer und tiefer das Bündel sinkt,
Immer tiefer mit ihm, der es lenket,
Bis gelandet der Mann am Fuße der Wand,
Bis ins Kar das Bündel gesenket.

Dann schweben die andern herab am Seil,
Die stundenlange gerungen,

Zu bergen den armen, gefallenen Freund,
Von wankender Platte bezwungen.

Auf die Bahre gelegt der lange Saß,
Dem die Nagelschuhe entragen,
Von Alpenrosen ein Strauß dazu:
So wird er zu Tale getragen.

Und drunten beim Schutzhause, im Kirchlein am Fels,
Da legen die Last sie nieder.
Das war dein letzter Abstieg vom Berg,
Dein letzter: du kehrt nicht wieder!

F. Nieberl.

Alpine Bücherschau.

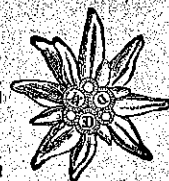
Hygiene des Skilaufes. Ein kurzgefaßter Leitfaden zu einer selbstverständlich-natürlichen Körperpflege. Von Alois R o s c h. Taschenformat, 38 Seiten. Steif geheftet 60 Pfennig. Bergverlag Rudolf Rother, München 19. — Die Wichtigkeit stigmatischer Vorbereitung, wie sie etwa Messor Ebgartner in seinem viel beachteten Gymnastikbüchlein gibt, ist heute überall anerkannt. Nicht minder wichtig ist es für den Skifahrer, auch gewisse hygienische Grundregeln zu beachten, so vor allem in der Kleidung und Körperpflege sowie in der Kost. Das Buch von Rosch stellt alle einschlägigen Fragen übersichtlich zusammen, begleitet von guten, aus der Erfahrung geschöpften Ratsschlägen. Sehr angenehm besonders für Selbstversorger auf Hütten sind die dem Buche beigelegten Tabellen über die Kalorienwerte und Vitamingehalte der wichtigsten Lebensmittel; an ihrer Hand kann man nun leicht den zu erwartenden Heißhunger mit dem Nussadgewicht in Einklang bringen oder sie auch sonst vielfach benützen. Das Büchlein sagt Anfängern und Fortgeschrittenen gleichermäßen Neues und Praktisches.

Dr. Erwin Hoferer: Skilauf im Hohegebirge. 72 Seiten Text mit 12 Skizzen und Schemata, Taschenformat, stark geheftet. Bergverlag Rudolf Rother, München. 80 Pfennig. Dieses neue Buch des bekannten skialpinen Fachmannes und Sportartzen ist für den Skialpinisten ungefähr das, was die eis- und festtechnischen Bücher von Maduschka dem Sommeralpinisten geben. In knapper, streng sachlicher Form werden hier die letzten und erprobtesten Erfahrungen vermittelt, die jeder hochalpine Skifahrer kennen muß, ehe er sich auf große Fahrt wagt. Dabei ist im winterlichen Gebirge der Begriff der Hohtur für jede selbständige Fahrt über die Baumgrenze auszudehnen. Skitechnik wird selbstverständlich vorausgesetzt, lediglich die rein alpinen Hilfen, wie Stockbenützung, Seilfahren usw. sind behandelt. Dafür nehmen die Kapitel über Lawenentfunde, Gletscher, Wetter, Spaltengefahr usw. einen breiten Raum ein, ferner sind die Erfahrungen bezüglich Ausrüstung, Hartkanten, Zugfedern, Felle, Biwaketze und Biwakhöhlen eingehend festgelegt. Das große Handbuch Hoferezers, „Winterliches Bergsteigen, alpine Skilauftechnik“, ist ja weitesten Kreisen bekannt; hier haben wir den knappen Auszug, vermehrt um manche neue und neueste Erkenntnis, gleichsam die Hochschule des alpinen Skiläufers, sobald er die Technik und den Skilauf im leichten Gelände innehat und nunmehr als Krönung alles Skierlebens selbständig auf die Hohtur gehen will. Der billige Preis wird dem Büchlein hoffentlich weiteste Verbreitung sichern, was schon aus dem Grunde begrüßenswert wäre, weil es die Zahl der aus Unkenntnis und Unerfahrenheit alljährlich vorkommenden Unfälle vermindern helfen kann. Möge namenlich auch die draußängere Jugend den Inhalt sich gut zu eigen machen!

Karl J and l: Skiführer durch das Stubai, einschließlich des Gebietes von Rühstai. 32 Seiten mit einer Skizze 1:50.000, Größe 58 x 66 Zentimeter, Preis RM. 1.80. Bergverlag Rudolf Rother, München. Die Herausgabe dieses Skiführers bringt eine wesentliche Aenderung gegenüber den bisherigen Skiführern. Im Texte wird bewußt auf jede Ausführlichkeit verzichtet, es sind nur die allerersten Angaben über die Talorte, Unterflünke und Skirouten selbst enthalten. Das Wichtigste bei dem Führer ist die Karte. Sie umfaßt das Gebiet von nördlich Rühstai bis zum Züderhüttl und Wilden Freiger im Süden, im Osten Sellrain, westliche Begrenzung Dektal. Alle Skirouten der Karte tragen die gleiche Nummer wie der Text, so daß langes Suchen entbehrlich ist. Die Karte ist vierfarbig ausgeführt. Karl J and l, der Bearbeiter des Textes und der Karte, hat schon durch seine früheren Führer bewiesen, was er von dem Gebiete des Stubai versteht. Der Führer erschließt Gebiete, die der Allgemeinheit größtenteils noch nicht bekannt sind. Wir möchten vor allen Dingen auf das südliche Stubai, das Gebiet der Amberger- und Dresdener-Hütte hinweisen. Der Preis des Führers einschließlich Karte ist gering.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, März 1933

Nummer 3

Ein berglerischer Freiheitsfilm.

Bericht von R. Sachsenmayer, München.

Warum ich in diesen Blättern, die einzig und allein den Bergen gewidmet sind, von einem Film erzählen will?

Wohl aus dem Herzstrom der Berge in diesem Filme ein Typus Mensch entsteht, der sich, treu seiner eigenen inneren Natur und den Gesetzen der Berge, mit unerhörter Kraft aufhäuft gegen Herrscherwillkür fremder Art. München, 16. Jänner 1933.

Die Deutsche Universal-Film-A.-G. Berlin brachte am 15. Jänner 1933 im Münchener Phöbuspalast ihren neuen Film: „Der Rebelle, ein Freiheitsfilm aus den Bergen“ mit Luis Trenker als Severin Anderlan in der Hauptrolle.

Schon Monate vorher drangen nach München Nachrichten durch, daß Luis Trenker in Tirol einen neuen Film drehe, der seinem früheren Erfolge: „Berge in Flammen“ in nichts nachstehen solle. Nun läuft er seit einigen Tagen erst in München, und schon drang sein Echo in unser Haus: „Das sei ein Film für uns, gerade als Tiroler und Bergfreunde, nur fürchtbar, fürchtbar grausam sei er. Es werde aber doch besser sein, wenn wir uns die Karten frühzeitig besorgten, denn der Andrang sei groß.“

Unser Interesse war wach geworden. Meine Frau befolgte den Rat und ließ nachmittags schon die Karten auf unseren Namen zurückerlegen. Als wir abends eine Viertelstunde vor Beginn der Vorführung das Lichtspieltheater betraten, standen Maniern drängender Menschen vor den Kassen. Etwas Außergewöhnliches fieberte über den Massen, höchstgespannte Erwartung, über den neuen, stark besprochenen Film möglichst rasch zu eigenem Urteil zu gelangen.

In 1 Stunde und 20 Minuten rollt sich die Tragödie des Tiroler Freiheitskampfes vom Jahre 1809 vor unseren Augen ab. Eine großartige, bezaubernde Alpenwelt, in einzigartigen Bildern festgehalten, schaut auf ihre Menschen herab, die sie selbst gezeugt und nach ihrem Bilde geformt hat. Hart und rauh nach außen, weich und treuherzig nach innen, schwer und erdverbunden nach unten, verwegen und unbegrenzt gottgläubig nach oben.

Man sieht und fühlt mit überzeugender Kraft die Einheit von Landschaft und Mensch und ihre tiefinnere Bindung: die Heimatliebe. Ihr ist alles Geschehen untergeordnet, alles Denken, alles Fühlen und die Tat, der brennende Aufruhr gegen die fremde Gewaltherrschaft, der in seiner filmischen Darstellung in der Filmkunst nichts Ebenbürtiges haben dürfte.

Und doch findet sich im gleichen Filme noch eine lehrmäßige Steigerung im Kampfe mit den einrückenden Franzosen, die vom Engadin her, zwei Divisionen stark, gegen den Finstermünz-Engpaß marschieren.

Dort wehren sich die Berge selber in einem titanenhaften Naturkampfe, geleitet von heimatsgeborener Intelligenz, gegen artfremde Herrschergefühle.

Bilder von erschütternder Kraft und Tragik erzählen uns von Naturverbundenheit, Opferwillen und Heldengeist unserer Väter.

Auf der Feste Kufstein findet die Tragödie von 1809 ihren filmischen Abschluß.

Der „Rebelle“ Anderlan wird mit zwei seiner getreuen „Mitrebellen“ von den Franzosen erschossen.

Aber der scheidende Geist des toten Helden ergreift die sinkende Tiroler Freiheitsfahne, reißt sie empor aus dem Staube und reitet mit ihr im langen Zuge der gefallenen Freiheitshelden durch brandende Wolken ein in den Himmel ewiger Freiheit.

Alles zusammengenommen ein Film von elementarer Größe und Wirkung. Was hier künstlerische Gestaltungskraft den technischen Möglichkeiten abgerungen hat, ist meisterhaft in des Wortes alter Geltung.

Aber schicksalhaft und erhaben und als edelster Kern des Filmes wirkt für jeden Deutschen die erschütternde Verschönerung der Tiroler Bergbauern in einem schlichten Bergkirchlein; in dem sie die Schwurfinger zur Vernichtung ihrer gemeinsamen Bedrücker — Bayern und Franzosen — erheben.

Da tritt Severin Anderlan vor sie hin und zeigt ihnen mit selbstsicherungsvergessender, schicksalbewußter und eindringlicher Ergriffenheit die Verderblichkeit des Kampfes Deutscher gegen Deutsche. Er weist mit beschwörender, jahrhundertweiter Sehergabe auf den wahren Feind alles deutschen Lebens, den französischen Herrsch-

und Knechtungswillen, hin und fordert die Bayern auf, mit den Bayern gemeinsam gegen die Franzosen zu gehen.

Damit zeigt der Film deutlich seine nationale Sendung. Er verbindet in genialer Weise die Not des vorigen Jahrhunderts mit unserer eigenen heute. Gleich geblieben sind die Berge mit ihren Menschen und ihrem Freiheitsstreben auf der einen Seite und der ungebrochene Knechtungswille der französischen Machthaber auf der anderen mehr als ein Jahrhundert hindurch seit 1809. Aber zwischen diesen gleichbleibenden Polaritäten vollzog sich im Laufe des Jahrhunderts etwas Geheimnisvolles und Wunderbares, die langsame, aber unaufhaltsame Annäherung aller deutschen Stämme an die Idee eines gemeinsamen, großen deutschen Vaterlandes.

Daß diese Idee der Einswerdung, der inneren geistigen Einfühlung und Verschmelzung aller Deutschen durch diesen einzigartigen berglerischen Freiheitsfilm mächtig gefördert wird, muß Luis Trenker als hohes Verdienst am Vaterlande angerechnet werden.

So war auch die Wertung bei den vielen Zuschauern und Zuhörern. Aus lautloser, atemhemmender Stille brach oftmals brausender Beifallsturm hervor. Er gab beredtes Zeugnis von der tief-ernsten, inneren Ergriffenheit des ganzen Hauses.

Fleischbank-Ostwand.

Eine Jubiläumsfahrt.

Fritz Röhrl, Ruffstein.

Als ich vor zehn Jahren gegen Ende Juli oder anfangs August mit meinen Freunden Schori Rogler und Moner Franz das erstmal durch die Ostwand der Fleischbank stieg, war ich von der abwechslungsreichen Kletterei in selten festem Gestein so begeistert, daß ich schon nach den ersten schweren Rissen an eine baldige Wiederholung dieses Durchstieges dachte. Tatsächlich stand ich wenige Tage später mit Felix Simon, der vor kurzem mit unserem Peter Aschendreiner einem Achtausender im Himalaja zu Leibe rückte, und noch drei seiner Begleiter aus Sachsen am Fuße der Wand. Heute ging auch mein Wunsch, die ganze Wand zu führen, in Erfüllung, denn Rogler ließ weder Moner noch mich auch nur einmal vorankriechen. In sieben Stunden waren wir fünf gut durch die Wand gekommen. Meine Begleiter, die mit Ausnahme von Simon das erstmal in den Alpen kletterten, waren wohl noch begeisterter als ich, obwohl ihnen der fremdartige, glatte Fels sowie die ungewohnte Länge der Wand harte Arbeit kosteten. Wir hatten heute Zeit, am Gipfel zu weilen; ich hatte ein paar Tage Urlaub, und mein heutiges Ziel war nicht Ruffstein, sondern das Strippenjoch. Freundlicher Sonnenschein bestrahlte den Gipfel und lud zur gemütlichen Rast. Ich erzählte meinen Kameraden, wie ich das erstmal als Schulbub übers Ellmauertor zum Strippenjoch wanderte, und schilderte den unvergeßlichen Eindruck, den jene furchtbaren Abstürze zur Rechten und zur Linken auf mich ausübten. Nie wäre es mir damals in den Sinn gekommen, daß Menschen durch solche Mauern steigen könnten, und viele, die vor oder nach mir denselben Weg wanderten, mögen Ähnliches empfunden haben. Doch dem kühnen Mute und dem eisernen Ansturm des menschlichen Willens konnten diese himmelstrebenden Wände nicht lange standhalten. Der erste Versuch, die Ostwand der Fleischbank zu durchklettern, scheiterte bekanntlich an den großen Ueberhängen nach den schweren Rissen. Unser bester Ostalpenführer Hans Fiedtl war es, der den Schlüssel zur Ostwand gefunden hat, indem er knapp unter den mächtigen Ueberhängen in luftigem, grifflosem Quergang nach links weiterstieg. Leider war es ihm durch plötzlich einsetzendes Schneetreiben damals und weiterhin infolge der späten Jahreszeit nicht vergönnt, den ganzen Durchstieg zu vollenden. Auf Drän-

gen seines Begleiters stieg er damals zurück, und mit einem kalten Biwat am Einstiegsband hatte der zweite Versuch, die Wand zu durchsteigen, geendet. Im darauffolgenden Jahre stiegen dann Hans Dülfer und Willi Schaarschmidt durch die Ostwand zum Gipfel. Durch den rasch aufblühenden, zu großartigem Erfolg aufsteigenden Kletterport, sowie durch den Massenbesuch mancher Berge haben viele Bergsteiger die Achtung vor kühn aufgebauten Felsgestalten verloren. Hat so ein Gipfelstürmer mehr oder weniger gut sein Ziel erreicht, so fehlt ihm bestimmt das herrliche Gefühl reiner, stolzer Freude, den Berg und seine Gefahren besiegt zu haben. Nie soll ein Bergsteiger die Ehrfurcht vor dem Berge verlieren; manche Bergfahrt wäre ihm größeres Erleben und mancher Unfall würde sich vermeiden lassen.

Während dieser Betrachtungen über das Wesen der Berge und über deren Einfluß auf den Menschen waren große, schwere Wolken aufgezogen, die uns zur Heimkehr bewogen, und bald standen wir, über den Herrweg absteigend, in der Steinernen Rinne. Wir vertauschten die weichen Kletterpasschen mit den Grobgenagelten, und nach einem letzten Blick auf die Wand eilten wir hochbefriedigt heimwärts gegen Strips.

Oft mehrmals in einem Jahre bin ich in größerer oder kleinerer Begleitung durch die schöne Wand gestiegen, und immer hat mir die feine Kletterei größeren Genuß bereitet. Nur eine Durchkletterung anfangs Mai 1925 mit E. Schmid aus Briazlegg ist mir in weniger angenehmer Erinnerung geblieben, da erst Regen und später Schneefall das Klettern in den eiskalten Felsen sehr erschwerten. 1927 hatte ich das neuntemal den Gipfel der Fleischbank über die Ostwand betreten. Im Verlaufe der folgenden Jahre hatte ich noch oft den Wunsch, wieder einmal durch die Ostwand zu steigen. Ich kam nicht mehr dazu, da ich durch längeres Aussetzen für schwere Felsfahrten fast ohne Übung war. Zufällig traf ich im Vorjahre im November mit Hansl Lufe am Brentenjoch zusammen und, angeregt durch das herrliche Bild, das die in Neuschnee gekleideten, von der scheidenden Sonne rot überglänzten Felsen unseren Augen boten, kamen wir unter anderen alpinen Gesprächen auch auf die Fleischbank-Ostwand zu reden. Da stellte es sich heraus, daß auch der Hansl neunmal durch die Wand gegangen war, und gleich machte er mir den Vorschlag, wir sollten doch zusammen die 10. Besteigung ausführen. Diese Einladung nahm ich mit Freuden an und schlug vor, die beschlossene 10. Besteigung als Jubiläumsfahrt zu taufen.

Warme, sonnige Tage anfangs Juni hatten die letzten Schneereste aus den Felsen verbannt und es schien mir die rechte Zeit, den vorgeesehenen Berggang zu verwirklichen; hatten wir doch den ganzen Winter über oft davon gesprochen. An einem Freitag erwartete mich Hansl nach Kanzleischluß am Stadtplatz und fragte, ob ich am kommenden Samstag Zeit und Lust hätte, durch die Ostwand zu gehen. Natürlich hatte ich Zeit und noch mehr Lust, zumal auch das Wetter schön zu bleiben schien. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien am Samstag Hansl mit einem riesigen Rucksack, der fast mit Santos „alpinem Möbelwagen“ zu vergleichen war. Auf meine erstaunte Frage, warum er diesen großen Sack mit hätte, erklärte er mit bezeichnendem Blick auf mein Motorrad, er hätte in Folge der günstigen Fahrgelegenheit auch Ausrüstung für künftige Fahrten von der Gaudeamishütte aus mitgenommen. Na, mir war's recht, da ich meinen Proviant und meine Kletterschuhe auch noch in Hansls Sack packte. Mit einem kräftigen Tritt auf den Starter sprang der Motor an. Hansl sah natürlich schon voller Erwartung am Rücksitz, und brummend und donnernd zog die „Douglas“ in Richtung Ellmau mit uns davon. Dort, wo die Eibergstraße nach kurzer Steigung in die Bundesstraße einbiegt, überholten wir, scharf fahrend, Hansls Bruder Toni, der schwinkend auf

Hansls Fahrrad ebenfalls gegen Ellmau fuhr. Bei dieser Begegnung thronte Hansl womöglich noch stolzer hinten oben und ich glaube, es wäre ihm nur angenehm gewesen, wenn die Fleischbant mindestens irgendwo in den Lofereen oder noch weiter entfernt gestanden wäre. In Ellmau angelangt, wurden wir von befreundeten Münchener Akademikern als die „Herren Subilare“ begrüßt. Die Fahrt schien ja festerlich zu werden. Beim ersten Bauer hinter Ellmau stellten wir die Maschine ein, ich nahm zur Abwechslung Hansls Rucksack, und in gemütlichem Schrittgängen gingen wir zur Gaudeamushütte empor. Bei „Mutter Marie“ ward uns dieselbe ehrenvolle Begrüßung zuteil wie in Ellmau. Unter Scherzen und Lachen war bald Hunger und Durst gelöscht; die mittlerweile nachgekommenen Kufsteiner und Münchener Bergsteiger hatten eine frohe Runde gebildet und nur zu bald war es Zeit, an den Schlaf zu denken. Ich suchte mein Lager auf, Hansl blieb noch eine Weile sitzen. Durchs offene Fenster strahlten die Sterne; der morgige Tag versprach schönes Wetter.

Hansl stand schon fast angekleidet vor mir, als ich auf sein kräftiges Rütteln hin endlich erwachte. Maria hatte uns vorsorglicherweise warmen Kaffee im Dienrohr bereitgestellt und wir füllten ausgiebig unsere Mägen; soll doch ein kräftiges Frühstück vor einer Bergfahrt die Hauptmahlzeit für den ganzen Tag bilden. — Kein Wölllein stand am Himmel, als wir um 1/2 5 Uhr die Hütte verließen. Von der ersten Morgensonne rosig angehaucht, grüßten die Tauern herüber. Die angenehme Morgenkühle verbannte bald die letzten Spuren von Schlaf und machten den Weg zum Ellmauer-Tor so recht zu genussvollem Steigen. Bald war das Tor erreicht. Die umliegenden Geröllhalden lagen noch unter tiefem Schnee, der sich noch weit in die Steinerne Rinne hinabzog. Auf Hansls Rat stapften wir in den Kletterschuhen, in stellenweise faulem Schnee oft tief einbrechend, nur mit dem Seil und etlichen Karabinern bewaffnet, zum Einstiegsband. Rasch seilten wir uns an, um einer Seilschaft Wörgler Bergsteiger zuvorzukommen, die gerade dabei war, Kletterschuhe anzuziehen. Hansl ging gleich die ganze Seillänge aus, um genügend Raum zu gewinnen. Wie bekannt kam mir jeder Tritt und Griff vor, als ich meinem Führer folgte. Sentrecht scheint sich die Wand ober uns aufzubauen. Plötzlich hörten wir unsere Namen rufen. Am Ende des Einstiegsbandes standen Pauli Aschenbrenner und Sepp Spier, die heute das erstemal die Ostwand beluhten. Bald auf-, bald absteigend verfolgten wir das Band bis zu einem kurzen Riß, der auf ein Köpfel leitet. Hier endet das leichte Einstiegsband, wir stehen an der ersten schweren Stelle. Mit Steigbaumhilfe sucht der etwas kleinere Hansl die ersten guten, oberen Tritte und Griffe hinter der stark vorstehenden, glatten Kante zu erreichen. Gleich ist er oben und meinen Blicken entschwunden. Schon steigt er weiter, und gleichmäßig läuft das Seil durch meine Hand, und bald schallt von seinem Stand der Ruf: „Auf geht's!“ Ich steige nach rechts in weitem Spreizschritt unmittelbar um die Kante und erreiche von der anderen Seite über eine ganz kurze Wandstelle den kleinen Standplatz, von wo aus ich auf kleinen Tritten den leichten Riß gewinne, der den Anstieg zum sogenannten Loch vermittelt. Die eben beschriebene Kletterstelle war mir schon immer als besonders schön und elegant in Erinnerung geblieben. Während ich früher mittels Steigbaum den nun folgenden Ueberhang bewältigte, benützte Hansl eine herabhängende Seilschlinge als Tritt und überwand auf diese Weise den Ueberhang ganz rasch und leicht. Ich tat dasselbe; es gelang mir nicht sofort, den linken Fuß in den hohen Steigbügel zu bringen; erst ein Spreizen nach links brachte den gewünschten Erfolg, ein kräftiger Klimmzug und ich stand neben Hansl. Ueber leichte Platten ging es nun

ein kurzes Stück aufwärts bis zu einem schmalen Band, von wo aus enge Risse ansetzen, die in zunehmender Schwierigkeit zum Durchstieg bis zum großen Quergang, dem ehemaligen Schlüssel zur Wand, verhelfen. Zug um Zug klettert Hansl höher; eine schwere Unterbrechung wurde mit Hilfe eines Mauerhakens gut gesichert überwunden; ein kurzes, leichtes Stück noch, und ein Standplatz für mein weiteres Nachkommen war erreicht. Meine Erinnerung an diese Risse war noch so frisch, daß ich nicht lange nach Griff und Tritt zu suchen brauchte; stemmend und spreizend erreichte ich Hansls Standplatz. Die nun folgenden Meter bis zum Beginn des erwähnten Querganges zählen nach meinem Dafürhalten zu den schwersten in der ganzen Wand, da die wenigen Haltepunkte überdies durch die häufige Begehung sehr verschmiert und geglättet sind. Auch dieses Stück bezwang rasch Hansls meisterhafte Technik. Gar klein ist der Stand, wo der große Quergang beginnt. Hansl ging ihn sofort nach meinem Eintreffen an. In einem schmalen Riß ein Stück aufwärts kletternd, hängte er das Seil in den dort befindlichen Mauerhaken ein und unter Seilzug stieg er an der glatten Wand links abwärts in einen engen Riß, hängte dort wiederum ein, stieg noch einige Meter im Riß ab, und unter weiterer Benützung des Seilzuges hatte er rasch den Quergang hinter sich. Für mich war dieser leicht fallende Gang schon schwerer; zudem bestand mein Geländerseil nur aus einer knapp zwei Meter langen Reepschnur, die ich mit der rechten Hand halten mußte, während mein Vorgänger beide Hände frei hatte. Für das Hinüberwechseln in den schmalen Riß erwies sie sich doppelt genommen schon zu kurz. Mit weitem Spreizen gelang mir doch der Einstieg in den Riß. In ihm abwärts steigend erreichte ich auf wulstigen Tritten den jetzt sehr luftigen Quergang und verfolgte ihn bis zu einem Mauerhaken. Ich hängte mein Reepschnürl ein, aber es gelingt mir nicht, den nächsten Tritt zu erreichen, und frei kletternd wollte ich die glatte Stelle doch nicht wagen. Also zurück zum Stand; ich opfere mein kostbares Zugseil, indem ich es an einem Ende einknüpfe, und erreiche so, die ganze Schnur zur Verfügung, gefahrlos den guten Standplatz bei Hansl. Ueber gut gestuften Fels kamen wir in herrlicher, lustiger Kletterei rasch auf die erste Schutt-Terrasse. Die Hälfte der Wand war hinter uns; wir gönnten uns eine kleine Rast, knabberten etwas Schokolade und schauten den beiden Münchener Akademikern zu, die durch die uns zugewandte Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels kletterten. Unsere heutige Latenlust ließ uns aber nicht lange auf dem gemütlichen Rastplatz verweilen. In genussvoller Kletterei stiegen wir zum zweiten Quergang empor, der ebenfalls nach links führt. Er beginnt mit einer glatten, trittlosen, aber gut griffigen Wandstelle, nach der sich ein in glatten Fels eingebettetes Grasband etwa 10 Meter lang zur zweiten mauerglatten Unterbrechung hinzieht. Eigenartig nimmt sich das üppig bewachsene Grasband in dem Wandabsturz aus. Für das glatte Endstück des Querganges benützten wir das Seil wieder zugleich als Geländer. Teils durch kurze Risse, teils über kleine Wandln höher klimmend, waren wir zu den letzten schweren Hindernissen der Ostwand gelangt. Wiederum sind es laminartige Risse, welche die sich wieder steiler aufbauende Wand durchziehen. Hansl packte das äußerst schwierige Wandln neben einem tief eingeschnittenen Ramin an, obwohl ich lieber durch den engen Schluff gestiegen wäre. Ganz leicht fiel meinem Führer die Stelle nicht, aber trotzdem beharrte er auf seiner Meinung, weil „das Wandln viel schöner sei“. Jene Wandstelle hatte ich noch von meiner leinerzeitigen Besteigung bei Schneefall in deutlicher, aber unangenehmer Erinnerung. Nach anstrengender Arbeit war auch dieses Stück bekämpft — aufging's zum letzten schweren Riß, dem sogenannten Schluff- oder Ausstiegs-Riß. Mancher „Ostwandler“ hat hier schon

fast sein Letztes hergeben müssen. Rohe Kraft allein nützt in dem wenig überhängenden Schlusstück nichts; am besten ist es wohl, langsam so hoch als möglich hinaufzusteigen, um leicht den hohen, guten Griff zu erlangen, mit dessen Hilfe man den Riß zu einem guten Standplake hin verläßt. Manchen gefährlichen Salen habe ich im Verlaufe früherer Besteigungen mit der bloßen Hand aus dieser Stelle gezogen, der als letzte Möglichkeit, hoch zu kommen, Griff und Tritt ersetzen sollte. Heute fiel mir der Schlusriß recht schwer. Nach einer kurzen Atempause stieg ich vollends zu meinem Gefährten hinauf. Die Wand war unser. Ueber leichte Schrofen eilten wir zum Nordgrat und auf diesem zum Gipfel. Hoherfreut drückten wir uns die Hände. Am benachbarten Christaturn tauchten drei bekannte Gestalten auf, die auf meinen Zuruf sich sofort anschickten, zu uns herüberzukommen: Schorsch Krauß, Rosl. Pashan und Eugen Minarek, einer von den „ganz wilden Rißhühelern“. Sie gaben ihrer Freude über unseren gelungenen Einfall Ausdruck und beglückwünschten uns nach Berglerart. Krauß ließ es sich nicht nehmen, die „Herren Jubilare“ höchst eigenhändig zu knipsen. Eilfertig brachte er das Gipfelbuch herbei, um Zeuge der „historischen Eintragung“ zu sein.

Langsam stiegen wir mit Rücksicht auf Schorsch's verletztes Knie — ein Andenken an einen bösen Sturz in der Predigstuhl-Westverschneidung — über den Herrweg ab. Hansls Rat, die Nagelschuhe am Tor zu lassen, bewährte sich sehr; es wäre wenig angenehm gewesen, in Kletterschuhen durch den stark aufgeweichten Schnee zu den Genagelken am Einstieg der Wand abzustiegen. Ein letzter Blick fällt noch auf die im Schatten des Nachmittags stehende Ostwand, und voller Freude und Uebermut sprangen wir die Schnee- und Geröllhalde zur Gaudeamushütte hinab. Auch Schorsch Krauß blieb, auf zwei lange Äste gestützt, nicht zurück, und in kürzester Zeit standen wir wieder heil und gesund vor der Hütte. Freudig, mit leuchtenden Augen beglückwünschte uns Frau Schrott, von uns kurz beim Vornamen Maria genannt, zu unserer Jubiläumsfahrt, und zum sichtbaren Zeichen ihrer Anerkennung stellte sie uns einen Liter vom besten Roten auf den Tisch. Wer die Wirtin der Gaudeamushütte kennt, der weiß, welch' großes Verständnis sie für ihre Bergsteiger hat. Manch' armem Studentlein hat sie schon durch kostenlose Verpflegung zu schöner Bergfahrt verholfen. Ihr galt vor allem unser Dank für die freundliche Spende.

Lange noch saßen wir im gemütlichen Beisammensein vor der Hütte. Unsere drei Bergfreunde hatten die Absicht, noch einige Tage im Kaiser zu verweilen, und wir verabschiedeten uns von ihnen und Maria, um wieder zu unserem Rade zu gelangen. In flotter Fahrt brachte uns die „Douglas“ nach Hause. Ein schöner Sonntag, eine schöne Bergfahrt war zu Ende. Gerne werde ich mich stets des 12. Juni 1931, des schönen Tages erinnern, an dem ich zum 10. Male die Fleischbant-Ostwand durchstieg, gerne auch erinnere ich mich des Zusammenstreffens mit meinem Gefährten Hansl Bude am Brentenjoch, das ja eigentlich die Veranlassung zu unserer so wohlgelungenen Jubelfahrt geworden ist.

Wildspitze (Partschweg).

Michael Dohler, München.

Du träuber Nebel hüllest mir
Das Tal mit fernem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldreiter
Und jeden Sonnengruß. P e n a u.

Vier Tage waren wir bereits im hinteren Dehtal, aber das nebelige und schlechte Wetter gestattete uns keine

längere Bergfahrt. Wohl hatten wir trotz zeitweise leichten Schneetreibens den Similaun und die Kreuzspitze von der Samoarhütte aus besucht, aber die Ausrichtungen, die wir eben nicht hatten, mußten wir uns immer auf der Karte anlehen.

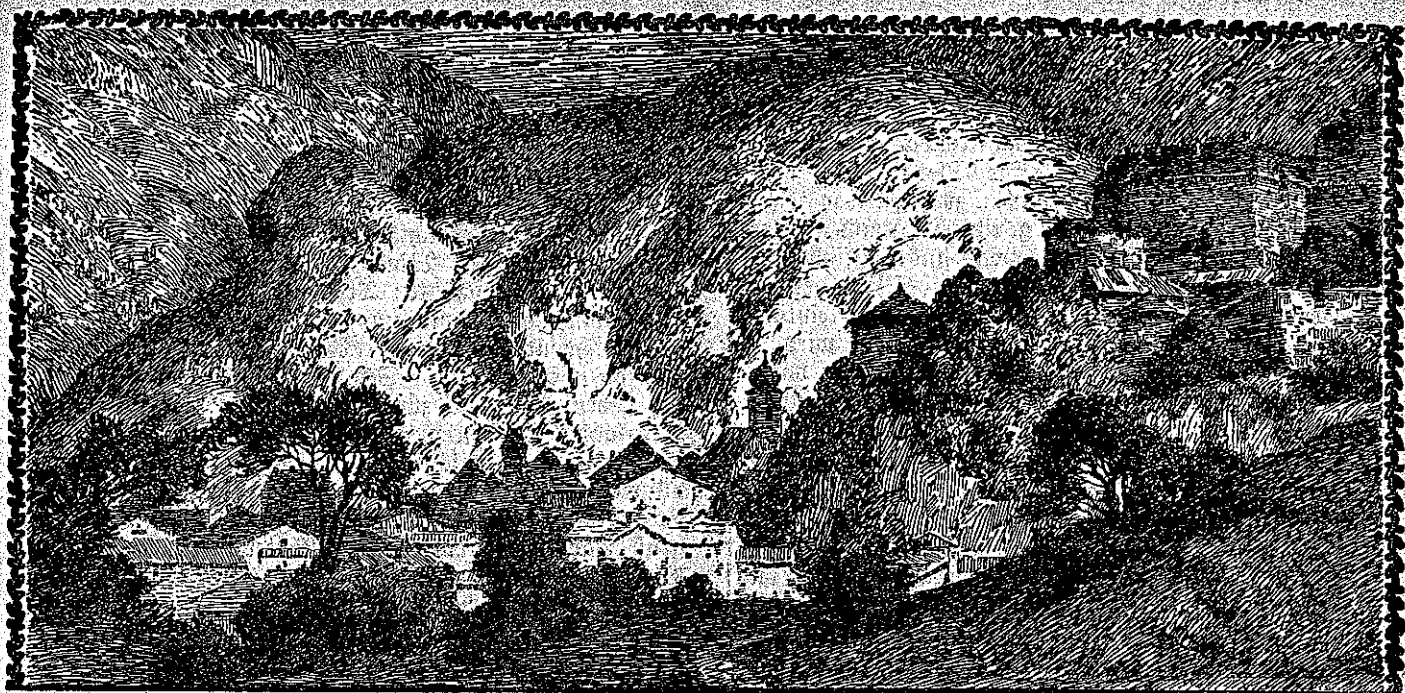
Zur Abwechslung wechselten wir von der Samoarhütte zur Breslauerhütte, um beim ersten schönen Tage die Wildspitze, den höchsten Dreitausender dieser Gruppe, zu besuchen, und wir gaben uns der schwachen Hoffnung hin, daß uns das Wetter vielleicht auf diesem Gipfel für unsere bisherigen „Nebeltouren“ entschädigen möchte. Richtig riß auch am gleichen Abend noch der dicke Nebelschleier etwas auf, so daß wir sogar im letzten Sonnen glanze inmitten des jagenden Nebelmeeres die mit Neuschnee bedeckte Spitze des Vorderen Brockfogels erstrahlen sahen; jenseits des Rosentales sandte uns die Talleitspitze die letzten Abendgrüße. Somit wuchs unsere Hoffnung auf eine Besserung des Wetters, und auch die Meinung der Einheimischen war dahingehend. Bald verkrochen wir uns daher in unsere warmen Decken, da wir am nächsten Morgen schon zeitig aufbrechen wollten.

Ueber Nacht hatte es zwar wieder leicht geschneit, aber die Nebel hatten sich wesentlich gelichtet und auch der Höhenmesser war ein wenig gestiegen. So einigten wir uns nach einem kurzen Morgenimbiß, die Besteigung der Wildspitze über den Südgrat, den „Partschweg“, vorzunehmen. Gegen 1/2 5 Uhr wanderten wir, mein Freund Sepp und ich, zuerst über einige kleinere Grashalden, dann wurde der Weg steiniger, und als uns die ersten Strahlen der Sonne erreichten, waren wir am Grat selbst angelangt. Ueber aufeinandergetürmte Steinplatten und ziemlich lose Blöcke ging's nicht schwer empor, und bei der „Dehtaler Urkund“ begann die Schneeregion. Nun kamen wir mir mehr langsam vorwärts, denn das Gehen auf den vereisten Platten erheischte Vorsicht. Bei gutem Wetter und apermem Fels mag der Grat ja nicht so schwer sein. Wir mußten jedoch die Felsen stets zuerst von dem Schnee befreien, um überhaupt Griffe und Tritte zu finden. Um uns hatte wieder ein Drängen und Jagen der Nebel eingeseht, die mit den matten Sonnenstrahlen rangen, und fast schien es, als sollten die Nebelknoten den Sieg davontragen. Gar bald gesellte sich dazu ein eisiger Sturm, der von leichtem Schneetreiben begleitet war. Da wir bereits die Felsen hinter uns hatten, wollten wir unseren Weiterweg über das Mitterkarjoch und daher über den Gipfel nehmen, denn bei diesem Sturm über den Grat zurückzugehen, war gerade nicht einladend. Ein steiles Schneefeld lag vor uns, das unmittelbar zum Gipfel führen mußte. Hier lag der Schnee bereits einen halben Meter tief und es kostete uns manchen Schweiktropfen, als wir in der steilen Rinne unseren Weg zum Südgipfel spürten. Oben blies uns ein eisiger Schneewind aus vollen Baden entgegen, so daß wir schleunigst unterhalb der Gipfelmächte Deckung suchten.

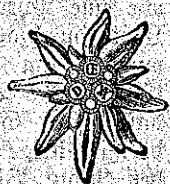
Um uns war alles in grauen Schleier gehüllt, kein stolzes Haupt zeigte sich uns und wir waren wieder gezwungen, auf der Karte die Aussicht nachzusehen.

Der eiskalte Wind vertrieb uns bald aus unserem nur schlecht geschützten Versteck, und wir stapften eifrig zum Mitterkar-Joch hinab und weiter über den spaltenreichen Mitterkar-Ferner zur Breslauerhütte, wo wir unsere steifen Glieder bei einem Teller Suppe bald wieder aufwärmten.

Obwohl uns der Berg den Gipfelsieg nicht leicht gemacht hatte, gedenken wir doch stets gerne dieser Fahrt, denn: Vor den Sieg setzten die Götter den Kampf.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, April 1933

Nummer 4

Vom Berge, den ich nicht erreichte (Mont Blanc).

Adam Würffel, Salzburg.

Instal und Val Tournanche umschließen für mich das schönste Bergbild, das nach langem Träumen Wirklichkeit wurde — das Matterhorn. Und nur wollten wir auf dieses Ziel ein noch höheres türmen in freudiger Latenluft. Umsonst. Der silberne Stern drunten in Hochsavoyen strahlt noch unerreicht in mein Leben. Drum ist es keine Fahrt, die mit dem Gipfel ihr Ziel erreichte, von der man froh erfüllt zu Tale kehrt, sondern ein Gang zu Berge, dessen Rückschau nur Verzicht und neues Hoffen aufleben lassen — „die Hoffnung nenn' ich meine Göttin“.

Und ich will deshalb diesem zerflatterten Traumbilde nicht mit dem zugekniffenen Auge des Bestimmten nachtrauern; nein! Weit voraus segelt schon wieder die „edle Treiberin, Trösterin Hoffnung, meine stille Freundin“. Sie war es, die mir auch das Verzicht freundlich versöhnte, so daß ich mir auch da einen bescheidenen Kranz lieber Erinnerungen winden konnte: Von Courmayeur bis zur Domhütte.

Chatillon, die alte Festungsstadt, lag hinter uns; die Fahrt ging weiter hinein in die Berge Hochsavoyens. In Aosta, früher Endstation, durften wir in eine elektrisch betriebene Nebenbahn umsteigen. Das war ein hartes Stück Arbeit, bis wir die Koffer und prall gefüllten Rucksäcke in den zierlich gebauten Wagen verstaут hatten. Die Gesichter unserer Mitreisenden strömten sicherlich kein Wohlwollen über unsere Gänge und Plattform sperrenden Gepäckstücke aus. Aber wir sahen völlig unbeschwert, wenn auch in drangvoll fürchterlicher Enge.

Ein herrliches Tal, das die schöne Dora Baltea durchfließt. Und Berge stehen hier, deren hell klingende Namen allein schon Zauberkraft haben: die einsamen Graalichen Alpen, das große Paradies, Königin Grivola. Wie sollte unsere Bergsehnsucht da zur Ruhe gelangen, wenn von so vielen, vielen Gipfeln die Freude lacht auf sonniger Höhe!

Unser Ziel war ein anderes. Drei kurze Urlaubstage hatte ich noch zu vergeben im Gegensatz zu meinen Begleitern, die mit der Zeit nicht so sehr geizen mußten, und dafür war ein Ziel gesetzt: Der weiße Berg. Freilich, kühne Erwartungen waren da nimmer zu hegen; denn als wir in Pré Saint Didier den Zug verließen und die Bergstraße hinauf nach Courmayeur fuhren, da war der Herrscher dieses Tales umringt von auf- und abwogenden Nebelfrauen, „weiß nicht, was sie fochten und schafften“. Nur der schwarze Obelist des Dent du Géant starrte aus weiten Gletschermeeren finster herab.

Glückliches Zermatt! Das du bei aller Vornehmheit einer modernen Welt doch nur dem idyllischen Postgespann deine Straßen öffnest! In Courmayeur ist das längst vorbei; auch uns brachte das Auto vor das Zentralhotel. Hier entledigte sich Emil wieder zu unser aller Zufriedenheit seiner Arbeit als Quartiermacher und Dolmetsch. Ledig unserer schweren Lasten, schlenderten wir dann umher in den Straßen. Und es lohnt sich. Wie seltsam doch der Gegensatz zwischen den mumeligen Gäßchen mit ihrer armen Behausungen, aus denen das Elend mit hohlen Wangen schaut. Und gar nicht weit davon eine gut gepflegte Hauptstraße mit schönen Gaststätten, in denen sich unbeschwert das Leben drängt. Da erhebt sich auch ein Denkstein für einen Führer, der von einer Nordpolfahrt nicht mehr in seine Heimat kam — der Hund hält Wache neben seinem Herrn.

Es war Sonntag, darum ging es in den Cafés besonders lebhaft zu. Inmitten einer bunten Menge setzte man auch uns in allerliebster zierlichen Tischen einen geradezu herrlich duftenden „Schwarzen“ vor. Seither fanden wir das nirgends mehr. Abends saßen wir noch einmal in sold' einem Ristorante. Das Abendessen im Hotel bestand zwar aus lauter guten Sachen, wurde auch in fabelhafter Aufmachung gereicht, war aber keineswegs für Bergsteiger berechnet. Emil spürte um 8 Uhr abends noch einen offenen Mehrgeladen auf, und dann machten wir auf unsere Art im dichtesten Trübel Brotzeit. Ja, das war ein fröhlicher Abend, eine frohe Menge war um uns. Oft noch denke ich daran.

Wie zaubervoll müßte in dieser Gegend eine Mondnacht sein! „Man sieht bei Mondschein die ganze Höhe der

Berge viel besser, da ihre Abstufungen, welche sie bei Tage verkleinern, verschwunden sind: wie eine Mauer stehen jetzt die schwarzen Riesengestalten da und verbergen die Hälfte der Himmelsbede. Die Sterne scheinen ihre Spitzen zu umschweben und blicken zwischen den Zacken ihrer Gipfel, die sich auf dem gestirnten Himmel schwarz abzeichnen. Dieser Anblick hat etwas unbegreiflich Feierliches, welches vorzüglich durch die ruhige Stille vermehrt wird, welche dabei herrscht und nur durch das eintönige Rauschen der Arne gestört wird.“ Selten wird ein Fünfzehnjähriger sein Naturbetrachten vollendeter wiedergeben können, als dies hier der junge Schopenhauer unterm 15. Mai 1804 in seinem Reisebuche über den Mont Blanc getan.

Ich kann es mir nicht verlagern, das nämliche Naturbild noch einmal von einem berühmten Reisenden schildern zu lassen: „Die Sterne gingen nacheinander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts vor uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unseren Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem inneren, geheimnisvollen Lichte durchzogen, das mit dem Scheine eines Johanniswürmes am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln der Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Mont Blanc war.“ So hat der dreißigjährige weimarische Rat Johann Wolfgang Goethe den Mont Blanc gesehen am 3. November 1779. Der Dichter des „Werther“ hat also — in seiner Schweizer Reise mag man es nachlesen — die Berge schon auch mit offenen Augen durchwandert. Und wenn der Alte von der Alm fünfzig Jahre später im II. „Faust“ eines der großerehnten Naturbilder, die er dort zeichnet, mit den Worten einleitet: „Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen begrüßen schon die feierliche Stunde . . .“, dann ist der hohe Flug seiner Sprache sicherlich der Abglanz jener Tage, da er selber vor diesen „stummen Metastern“ stand.

Diese kleine Ablenkung fügt sich vielleicht nicht ohne weiteres verständlich einem Bergaufsatz ein, aber wenn ich dieselbe um Entschuldigung bitte, so habe ich mir die Freiheit nur deshalb genommen, um darzutun, daß lange vor uns Leute mit offenen Sinnen in den Bergen wanderten und „wie wir's jetzt so herrlich weit gebracht“.

Ein sonnendurchfluteter Morgen hatte unsere Gangart ohne Zweifel mehr beschleunigt als es tatsächlich geschah, da wir andern Tags bei grauem Wolkentreiben in die Val Veni wanderten. Freilich sagt man sich selber oft: Die Natur ist in allen ihren Erscheinungsformen vollendete Meisterin; sind doch nur wir nicht immer zum reinen Schauen eingestellt. Und gefehlt auch, du könntest bei Nebel- und Schneetreiben jene süß-schweren Stimmung finden, die für diesmal deine Seele umfängt; nur ein flüchtiger Sonnenstrahl, die zweite Seele deiner Brust wird rege — ein schmerzhaft Verlangen drängt zum Licht. Wir Bergsteiger sind nun einmal, auch wenn wir zu Zeiten träumen, fröhliche, ja sagende Diesseitmenschen.

Wie ein Bild aus grau gewordener Vorzeit, das mit Ewigkeitsaugen auf ein so kurz dauerndes Menschen-dalein herabsieht, liegen die riesenhaften Eisströme des Brenva-Gletschers da; hart führt das mäßig steile Weglein daran vorbei. Aus dem blauen Eis rauschen in gewaltigem Rhythmus die Schmelzwasser zu Tal — ein gleichförmiger, aber eindringlicher Sang. Ja, wenn die Sonne scheinen würde, dann brächte sie schöne Bilder, die uns jetzt von ziehenden Wolken mißgünstig verhüllt werden. Aber einige Male gab es doch selten schöne Durchblicke zur Nigulle Noire de Péteret und auf den Brouillardgrat. Den vollen Ueberblick über den großen

Péteretgrat wird vielleicht Freund Simon drüben auf der Turiner Hütte haben.

Rechts vom Bach führt der gute Weg hinauf zum Combalee. Freundlich wurden wir vier Wanderer da nicht begrüßt. Vom Miagegletscher her, auf dessen Moräne wir zwischen Trichtern und Gräben dahinschlüpfen, blöte ein heulender Wind mit Graupeln und Schnee. In einem windgeschützten Trichter braute uns Emil Tee, und dann hatten wir uns bald zum ebenen Gletscher durchgeschwindelt. Ein pfeilerartiger Stein weit vorne gab die Richtung an. Schade nur, daß die Wolken so tief gehen; der Blick zur Höhe ist stark beschränkt. Drei Bergfahrer mit ihrem Führer — es mögen Franzosen gewesen sein — erzählen uns, daß sie nach dreitägigem Warten auf der Dombhütte ohne Berg gehen mußten. Es waren Ausländer, ja, aber unser gegenseitiger Berggruß war herzlich und echt. Weiter oben, da, wo der Gletscher die ersten Spalten zeigt, kam ein Alleingeber hurtig herab; der Bewirtschafter der Dombhütte war's. Sein Töchterlein lag krank drunter in Courmayeur, durch Eis und Schnee eilt ein Vater ans Schmerzensbett seines Kindes —.

Steil windet sich die schwache Spur in den verschnittenen Felsen der Chaux de Vesse aufwärts. Die Wildheit der Gletscher in dieser grauenvollen Bede wirkt fast drückend. Endlich hoch über uns ein Flaggenmast; eine letzte Steilklinne hinauf, wir standen — es mag 5 Uhr nachmittags gewesen sein — vor der Dombhütte (3120 m).

Unter den allerdings nicht gar zu vielen Schutzhäusern oder besser gesagt Schutzhütten, die ich betreten, wußte ich keine, der ich mit besonderer Betonung der ersten Silbe diesen Namen eher geben möchte, als diesem windumbrauten, schlichten Holzbau im Eis des Mont Blanc. Denn als wir diese Nacht uns kaum erwärmen konnten, während draußen die Mont-Blanc-Stürme heulten, da erst versteht man den eigentlichen Sinn einer Schutzhütte. Die Bewirtschaffung war spartanisch einfach. Eine Tasse Fleischbrühe, die der Träger auf dem Spiritus in der winzig kleinen Küche bereitete, und die uns so herrlich gut schmeckte, was ist das bei allem scheinbaren Verzicht für ein wohlthuender Gegensatz, wenn man uns anderswo am Berg die auswahlreiche Speisensorte überreichte. Trotz des unfreundlichen Wetters herrschte im Hüttlein frohe Stimmung. Die außer uns und zwei Kärntnern noch anwesenden jungen Italiener sangen mit wohlgeübten Stimmen frisch und fröhlich in den Tag hinein; Verdi sangen sie sogar und Buccini. Die Kunst ist eben überall ein froher Begleiter, wenn man sie liebt. So werde ich auch diesen Abend nicht vergessen, wenn auch die wirbelnden Floden die Tat für morgen schon im Reime zerstörten.

Und so mußte unsere Mont-Blanc-Fahrt auf der Dombhütte enden. Zwei armselige Werteltage, die nur zu oft so nichtig verfliegen, hätten mir da oben ein Glück geschenkt fürs Leben. Nicht abtroken konnte ich die kurze Frist dem harten Muß. Emil, der Glückliche, konnte noch zuwarten und erreichte auch noch das Ziel. Wir drei Brüder stiegen in der Frühe bei fast knietiefem Schnee zu Tal.

Gemütlich wurde der Gang erst auf dem flachen Miagegletscher. Draußen am Combalee gab's sogar ein wenig Sonne. Jetzt konnten wir mit Muße das weite Beden dieses einsamen Berges betrachten. Welch ungeheure Wasserfülle mögen seine Ufer bergen, wenn im Frühjahr die Lawinen donnern und Schmelzwasser zu Tal stürzen.

Wie ungenügende Sprachkenntnisse zu heiterem Erlebnis führen können, das erfuhren wir drei in der Nähe des Combalees in einer Gaststätte. „Bino“ und „Birra“ als Getränke waren uns ja geläufig, aber als die schwarze Schöne eine ganze Speisensorte heruntersprudelte, da waren wir mit unserem Italienisch gründlich am Ende. Unser Dolmetsch Emil war nicht anwesend, also mußten

wir uns selber umtun. Als die Signorina unsere fragenden Blicke sah, hielt sie inne und frante zu Rudolfs Freude etwas Französisch aus, aber zur Verständigung wollte es noch nicht reichen. Da erschien der Küchenchef, ein festes Männlein mit listigen Augen. Als er die geradezu krampfhaften Verständigungsversuche mit ansah, kam der Gute auf einen ebenso einfachen wie lustigen Einfall. Mit drei Fingern der rechten Hand bildete er eine Art Gabel, stellte sich vor uns hin und führte mit dieser Gabel mehrere stichartige Bewegungen gegen seine Hüfte und begleitete das Ganze mit einem fröhlichen „Riferissi“. Damit wollte er jedenfalls andeuten, daß er uns mit einem frisch geschlachteten Hähnchen aufwarten könne. Wohl oder übel mußten wir da mit ihm aus vollem Halse über diese eindrucksvolle Zeichensprache lachen. Der Anäuel entwirrte sich gar bald und wir bekamen ein Mahl „fürgesagt“, das mehr wie einen Vorzug hatte gegen das Diner im Zentralthotel. Wir gingen mit frohem Händedruck von diesem wichtigsten aller Köche, und als er sich zum Schluß mit Zigaretten bedienen durfte, da strahlte sein Gesicht noch einmal eitel Freude — aber geträht hat er nicht mehr.

Wieder schauten Türme, Zaden und Grate, deren Namen ich nicht kenne — was soll auch der bloße Name — herein in die Val Veni. In Courmayeur flammten die Lichter auf. Andern Tags traten wir die Rückreise an.

Um zwei Berge freiste mein Verlangen: unfassbar schön und gewaltig stand vor uns das Horn von Zermatt; den harten Strauß lohnte das beglückende Frohgefühl der Tat. Der andere Berg aber begrüßte uns beim Kommen mit regengrauem Gewölk; — als wir fortgingen, da loderte meine Sehnsucht seiner Abschiedsschönheit entgegen. Als das Tal, das wir hinausfuhren, noch vom Schatten beherrscht wurde, da erstrahlte im Feuer der Morgensonne der weiße Berg.

Es gibt herzerhebende Gedanken mit buddhistischem Einschlag über Verzichtlernen, Nichtmehrwollen, die das Glück des Sichbesehens als das einzig Wahre auf Erden preisen. Doch vor diesem Bilde erkuhr ich es wieder einmal, daß unsere leuchtendsten Wunschbilder oft so ferne sind der Wirklichkeit; mich erfaßte „die Unrast von ungetaner Tat“. Und es ist so: Nie lehren die Berge Weltabgewandtheit, Nichtmehrwollen, sondern leidlösende, jubelnde Befähigung, selbst dann, wenn dem Wunsche die Erfüllung verlagert bleibt.

Es muß auch in der Sehnsucht noch ein Glück liegen!

Ueber die dunstige Po-Ebene herein grüßte der Monte Rosa; wir standen in Mailand vor dem Marmorwunder seines Domes und im abendlichen Verona betrachtete ich das gewaltige Freilichttheater aus längst verschwundenen Tagen. Das Bild meines Berges, den ich lassen mußte, konnte all' das nicht verwischen.

Vielleicht komme ich wieder einmal hinein ins Tal von Nosta, zu den Wellen der Dora. Und neben dem Wunsche formt schon die Vorstellung ihr Willkommbild:

Ein müder Sonntag könnte es sein, das letzte Leuchten umgolde den Gipfelgrat des Bianco — ich gedenke des goldenen Morgens, da ich Abschied nahm. Mit einem lieben Gefährten will ich dann hineinwandern in das von argen Stürmen durchbrausete Venital zur Einsamkeit des Comballees, weiter über die Moräne und den Gletscher zum Horst der Dombütte. Und wenn uns der Bergesalte hold ist, dann dürste ich mit erfolgreichem Erleben den letzten Gang tun zum Scheitel des Mont Blanc.

Ob dieses Wunschbild einmal Wirklichkeit annehmen wird? Ich weiß es nicht. Aber sollte ich mich deshalb weniger freuen an seinem fernen Glanze, an der lebensfordernden Sehnsucht?

In all' dem oft so sinnlosen Tun, das uns nun einmal in seinem Räderwerk hält, möchte ich mir eines be-

wahren und immerfort in die Berge tragen: Eine allem Schönen zugewandte, offene Seele und ein hell blickendes Auge, von dem Synceus der Türmer singt:

„Ihr glücklichen Augen, was je ihr geseh'n,
Es sei wie es wolle: Es war doch so schön.“

Schweizerreise.

Graubünden-Engadin, Herbst 1930.

Schwester Alwine Fischer, Jena.

Im Herbst 1930 erhielt ich von lieben Freunden aus Basel die Zusammenstellung eines Planes für eine Schweizer Wanderung. So verlockend war's, daß ich kurzerhand allein losfuhr.

Mein Urlaub fiel diesmal in den Herbst. Es war die Zeit vom 12. September bis 15. Oktober. In der Nacht vom 12. September brachte mich der Zug von Frankfurt a. M. nach Basel, wo ich in zwei Tagen die Umgebung und die alte schöne Stadt etwas kennenlernte. Manch guter Rat für die bevorstehende Wanderung wurde mir noch mitgegeben. So traf ich an einem sonnigen Tage über Zürich (Fahrt über den See nach Rapperswil) in Chur ein.

Unfreundliche Witterung hielt mich dort zwei Tage fest. Da auch am dritten Tag das Wetter noch nicht beständig, stieg ich ins Personenauto nach Lenzerheide. Der Ort liegt entzückend auf der Höhe, von wo man einen Ausblick auf Arosa, Lenzerhorn, Rothorn hat. Ein Volksschulheim mit Jugendherberge gibt Nachtquartier. Das Heim dient jungen Menschen zu Vornzwecken, auch nimmt es Fabrikarbeiterinnen zur Erholung gegen geringe oder ohne Zahlung auf. Ich lernte flüchtig den Betrieb dort kennen.

Am anderen Morgen — das Wetter hellte sich auf — wurde der Rucksack aufgeschnallt, und nun ging's auf die Wandererschaft.

Ueber Tiefentastel, weiter die herrliche Schynstrasse entlang nach Thusis. Uebernachteten nach vorherigem erquidenden Bade in Adlers gutem Logierhaus. Ich hatte am Abend die Freude, die Wiederkehr der bekränzten Kuhherden, die von der Alm einzogen, mit den vor den Türen sitzenden Einwohnern zu sehen. Das Wetter blieb mir zum Wandern günstig.

Durch die Wildnis der Via-Mala, an der Rossa-Schlucht vorbei, immer weiter hinauf durch ein langes Wielental, führte der Weg in vielen Stunden nach Avers Cresta (1963 m ü. d. M.). Köstliche Stille ringsumher. Wieder, wie an so manch früheren Wandertagen, stand ich oft auf dem Wege still und hatte im Umherblicken ein Gefühl, als sei alles ein Zauber und könne plötzlich verschwinden. Der Anblick der Kirchlein, auf steiler Bergeshöh' wie auch in Tirol, ist meine ganze Wonne. Gründliche Rast erfrischte für die Weiterwanderung nach dem dauernd bewohnten höchstgelegenen Dörfchen Jus. Immer einsamer wurde die Gegend. Nur zwei einfache Gaststätten nahmen Wanderer auf. Unfreiwillig, durch anhaltenden Regen gezwungen, mußte ich zwei Tage dort verweilen. Im Verkehr mit den Leuten lernte ich die rauhe und harte, für uns oft nicht verständliche Sprache kennen.

Die Gemütlichkeit und Harmlosigkeit der Tiroler besitzen die Schweizer in keiner Weise. Ein Sprüchlein, das in Jus im Gastzimmer angebracht war, möchte ich folgend festhalten:

Bewahret einander vor Herzeleid,
Kurz ist die Zeit, die ihr beisammen seid;
Denn ob auch viele Jahre euch vereinen,
Einst werden wie Minuten sie erscheinen.

Viel Armut ist mit der Heimat der dortigen Bewohner verbunden. Die Landwirtschaft bringt gerade nur so viel ein, daß sie sich eben ernähren können. Nebenverdienst gibt es kaum. Arzt, Gemeindefchwelger existieren nicht. Das nächstgelegene Krankenhaus liegt acht Stunden entfernt. Die Schulkinder haben nur eine ganz bescheidene Ausbildung.

Am dritten Kattag, trotz Nebel und feinem Regen, ließ ich mich durch einen Führer über den Stallerberg nach Bivio bringen, vielmehr wagte ich den Weg zuletzt allein. Es war nicht ganz ungefährlich, da durch den tagelangen Regen die Erde äußerst glitschig war. Durchnäht bis auf die Haut, kam ich zu den freundlichen Postleuten nach Bivio, die mir Hab und Gut trockneten. Eigentlich war mein Programm über den Forcellin-Lunghin-Paß nach Maloja gewesen. Es ging leider der unsicheren Witterung wegen nicht. Ich wurde aber entschädigt durch die herrliche Fußwanderung im Sonnenschein und Neuschnee über den Julier nach Silvaplana. Unter dem Geläute der kleinen Kirchenglocke (ich hätte dem Gottesdienste vorher gerne beigewohnt, doch es wurde italienisch gepredigt) stieg ich langsam den Paß hinan. Sonntagssille, Ruhe weit umher. Immer klarer traten die Schneeberge hervor im Blau des Himmels.

„Das ist der Tag des Herrn“, dies Lied sang ich laut vor mich hin. Tatsächlich war ich „allein auf weiter Flur, noch eine Morgenglocke nur, sonst Stille nah und fern“. In stummer Ergriffenheit schaute ich umher und hatte am liebsten niedertreten mögen angesichts der Größe und Herrlichkeit, die unser Gott erschaffen hat. Ganz bald war ich auf der Höhe, wo ein kleines Hospiz zur Einkehr lockte (2700 m ü. M.).

Eine Anzahl weiterer Wanderer war schon im Heimen, gewärmten, behaglichen Galtzimmer beisammen. Draußen hingen die Eiszapfen am Hause.

Freundlich wurde ich im Kreise aufgenommen. Vom Gensien- und Murmeltier-Schießen erzählten sie. Und wirklich sah ich beim Weiterwandern manch flinkes Murmeltier. Fröhlich schritt ich weiter aus und sah bald von ferner Höhe aus das Engadin-Panorama mit Silvaplana vor mir. Unbeschreiblich schön lag die Landschaft in der Sonne. Ein Standquartier fand ich in der Pension Corvatic in Silvaplana bei der gütigen Frau Tschumpert, deren Fürsorge und Freundlichkeit ich jedem empfehlen kann.

Nun folgten Tag auf Tag bei herrlich klarem Herbstwetter große und kleine Ausflüge. Nach Sils-Maria, Sils-Basaglia, Maloja, St. Moritz, wo es gerade auch still — Gott sei Dank! — war. Pontresina, Celerina, Samaden lernte ich kennen. Am schönsten war's aber droben auf steiler Höhe, von wo ich noch manch lieben kleinen Erzian mitbrachte. Auch an den blauen, tiefstillen Bergseen hielt ich mich gerne auf. Erzählen möchte ich noch von der zweitägigen Wanderung ins Bergell. Von Silvaplana am See vorbei nach Maloja, zu Segantinis Grab. Ueber Nicoloprano, Stampa hinauf nach Soglio. Abwärts durch Kastanienwälder nach Castalegna (Grenzort Italiens). Wieder zu Fuß zurück nach Nicoloprano, mit Autopost nach Maloja, am See vorbei zurück nach Silvaplana. Tüchtige Marsche waren's in den beiden Tagen.

Eine Bergfahrt mit der Berninabahn bis Alp-Grüm wurde mir verregnet. Diese Bahn verbindet Nord und Süd. Sie führt über die großartigsten Gebiete der Alpen. Leider kam ein furchtbares Wetter, so daß ich die geplante große Diavolezza-Tour über Pers-Mortelätschgletscher zur Bopalhütte aufgeben mußte. So wan-

derte ich in vielen Stunden an Bergseen vorbei, durch eine Welt von Fels, Eis und Schnee, nach Pontresina zurück. Von Zeit zu Zeit entschleierte sich das ganze Bergland und die überschneiten Gletscher kamen zum Vorschein. Auch den Viz-Languard mußte ich der regnerischen Witterung wegen drangeben. Dafür entschädigte mich an einem Sonnentage die Bergfahrt zum Schafberg. Dort droben ist in seiner Hütte der große italienische Maler Giovanni Segantini an einer Blinddarmentzündung gestorben (28. September 1899). Er suchte die Höhe des Schafberges auf, um angesichts der großen Gebirgswelt an seinem Triptychon weiterzumalen. Sein drittes Bild „Der Tod“ (Bergehen) ist nicht mehr fertig geworden. Die Fernsicht vom Schafberg ist überwältigend schön. Sie übertrifft an Großartigkeit alle niederen Höhen des Oberengadins. Man überblickt die Berninagruppe, die zwei gewaltigen Gletscher des Morteratsch und Roseg, man sieht die Gletscherbrücke bei Isola Perla, die leuchtenden Seen bis hin nach Maloja. Es wird mir ein unvergeßlicher Tag bleiben, den zwei gleichgeliebte Wanderer mit mir dort erlebten und mit denen ich auch im Abendsonnenschein den steilen Abstieg nach Pontresina machte. An einer Bronzegedenktafel, welche Freunde dem bedeutenden Mediziner v. Lenden an einem herrlich gelegenen stillen Plätzchen gesetzt, kamen wir vorbei. Die Inschrift darauf lautete: „Er suchte in Pontresina immer Frische und neue Kraft für seine Arbeit an kranken Menschen.“

Manch unvergeßliche Bergfahrt ward mir noch vergönnt mitzumachen, ins Rosegtal, zur Fuorcla-Surles usw. Ebenso die Abendspaziergänge an den tiefstillen Seen. Einmal hatte ich den Anblick eines Regenbogens, der in seiner Vielheit der Farben mir einen ganz zauberhaften Anblick bot.

Ich hatte überhaupt in den Herbsttagen Bilder von so unbeschreiblicher Schönheit, daß ich jedem anraten kann, solche Ferienwochen in den Bergen, in der Färbung der Lärchen- und Vogelbeer-Bäume, vor dem leuchtenden Gletschereis einmal zu erleben.

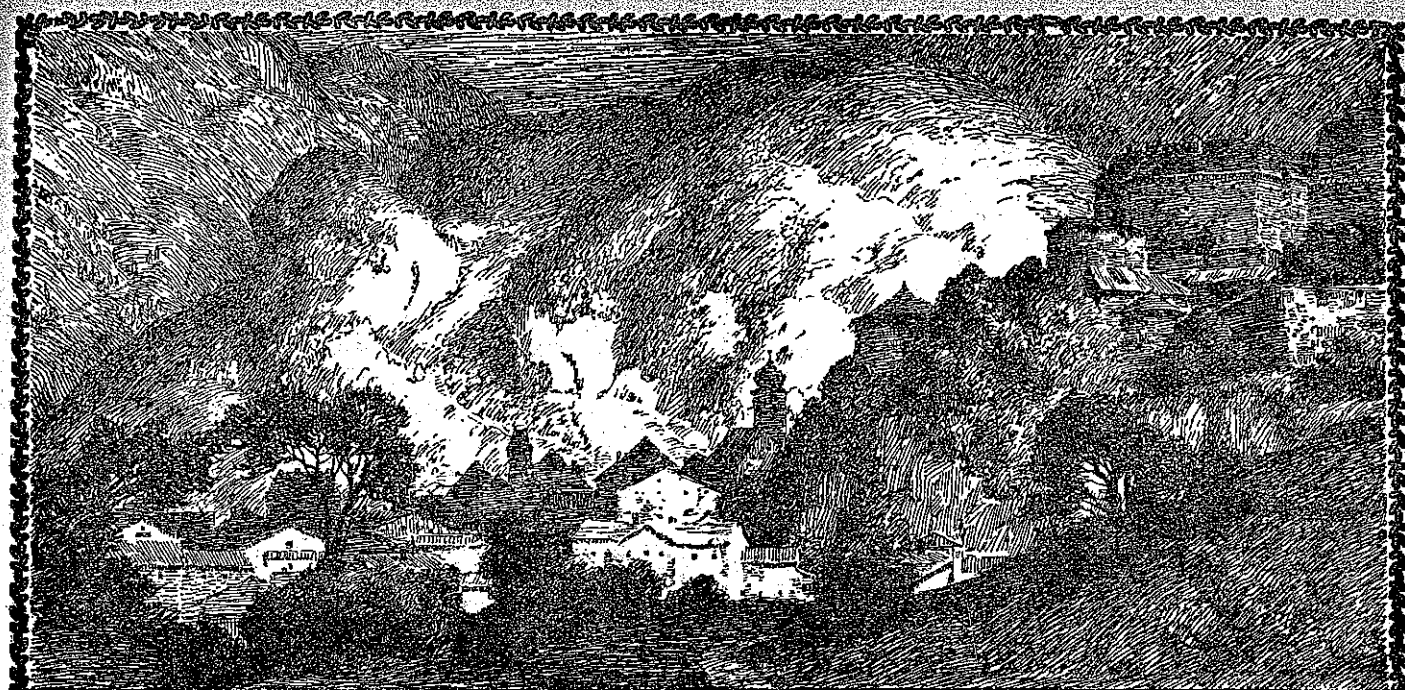
Am 6. Oktober fuhr ich von Silvaplana nach Davos, um eine Kranke aufzusuchen. Es schneite schon vom Himmel hoch. Gerne lehrte ich dem sicher oft gesundmachenden Kurort den Rücken, um kurz noch mein geliebtes Tirolerland zu besuchen. Als Abschluß der Fußwanderung ging's über den Flüelen-Paß nach Süß-Schuls in lieben Stunden, von wo mich andern Tags das Auto nach Landed brachte. Ueber Innsbruck, dann nach kurzem Aufenthalte in meinem Heiligkreuz fuhr ich nach Ruffstein weiter. Unaufhörlichen Regen traf ich dort an, daß ich leider nichts unternehmen konnte. Es war mir aber eine Freude, Herrn Nieberl, unseren verehrten Schriftleiter, kurz begrüßen zu können. Ueber München zurück ging's dann frohgemut mit neuer Kraft und Frische in die Berufsarbeit.

Ich muß anschließend an mein traumhaftes Erleben in den Bergen sagen: Wie klingt dies alles noch lange in der Seele nach, wie vieles erscheint uns droben doch klein, was uns drunten so überaus wichtig ist. Und:

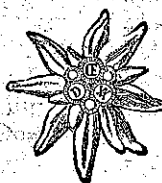
Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den läßt er in die Berge reisen.

Meinen Dank für diese herrlichen Urlaubswochen sage ich aus tiefstem Herzen mit Franz v. Assisis Worten:

Preis dir, o Gott, für diese schöne Erde,
Die uns zur Mutter gab dein mächtig Wort,
Daß sie die Heimat uns'rer Tage werde
Und uns'rer Taten festgefügt' Ort.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Ö. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, Mai 1933

Nummer 5

Karwendeltage 1931.

Ludwig Baur, München.

24. August.

Ist's doch ein besonderes Gefühl, beim Erwachen nicht an das Räderwerk des Alltags denken zu müssen, sondern ans Rüsten zur Fahrt in die Berge, zur Freiheit in Sonne und Licht auf deren Höhen. 4 Uhr morgens, blauer Himmel, kühl; das verheißt ein schöner Tag zu werden. Ich ergreife mein getreues, erprobtes Stahlrohr, bald habe ich den Burgfrieden der noch schlafenden Stadt München hinter mir, leichter Morgennebel liegt über den schon herbstlichen Fluren, vom Morgentau gelabt duften Wald und Wiesen. Holzkirchen. Die Berge werden sichtbar, erheben ihre Rücken, Grate und Gipfel über fernem Talnebel, die Wände der einzelnen Gruppen, beleuchtet von der Morgensonne, geben dem Bilde Leben und Reiz. 6 Uhr erreiche ich Tölz, die Stadt der bekannten Jodquellen und der Flößerei; am linken Ufer isaraufwärts mit herrlichem Blick auf das Flussbett, auf den Klotz der Benediktenwand (1801 m), auf die schönen Aussichtskuppen des Zwiefels und des Blomberges erreiche ich in den nächsten 30 Minuten Lenggries, diesen lieblichen Gebirgsort und Ausgangspunkt entzückender Berg- und Talwanderungen, inmitten der Bergwelt des Narwinkels und Vorkarwendels gelegen. Hier läuft soeben der Münchener Morgenzug ein, welcher mir meine Begleiterin, Frä. Tina Kois, brachte, welche sehr erfreut über das feine Wetterl grinst und schon sehr karwendel-hungrig ist; es ist dieses ihre erste größere Bergfahrt und es freut mich umso mehr, gerade das Karwendel gewöhnt zu haben. Meine Gefährtin legt die Fahrt im Postauto zur Hinterriß fort, mein Rucksack durfte mitfahren, daher ich sehr schnell in Fall und weiter isaraufwärts in Vorderriß, der Grenze des Vorkarwendels, ankam; weiter geht die Fahrt durch das herrliche Hochgebirgstal der Riß entlang nach Hinterriß; hier lande ich nach der 100-Kilometer-Fahrt wohlbehalten so gegen 9.15 Uhr im Tiroler Land, treffe meine Begleiterin

im Gasthof Griesenböck bei einem Tiroler von echter Quelle; da kann man ein wenig Warten schon aushalten. Zu ihrem Erstaunen war ich sehr schnell da; das Lob! Schon hat sie gemerkt, daß es hier sehr schön ist, und ist zufrieden.

Ziemlich warm ist's schon geworden, da schultern wir unsere Rucksäcke, und hier beim reizenden Försterhaus beginnt der Aufstieg durchs Johannistal, ein Tal voll erhabener Ruhe, Naturschönheit, Vogelsang und Bachesrauschen, aber durchtobt auch von manchen Stürmen. Von der Elemente Macht und Wildheit erzählt es dem Wanderer durch seine Romantik; linker Seite ragt der formensichöne Rißerfalk (2415 m) zum blauen Himmel empor, ein Berg, der sich regen Besuchs erfreut gegenüber seinen Nachbarn; anschließend der südliche Falk (Steinspitze 2348 m) mit dem mächtigen, wilddurchfurchten Falkentor. Nach zwei Stunden erreichen wir den kleinen Ahornboden, wo wir so richtige Bergsteiger-Brotzeit machen bei frischer Quelle, Speck und Brot. Ein Plätzchen mitten im Gottesfrieden der Alpen ist der mit Ahornbäumen bewachsene Almboden. Als Dank, Anerkennung und zum Gedenken an den Erschließer des Karwendels, Hermann v. Barth, setzte man ihm hier ein einfaches Denkmal zu Füßen der steil abfallenden Wände und Rare der Kaltwasserkarspitze (2734 m) und der Moserkarspitze. Aus stolzer Höhe, gleich feierlich von Wolken umflort, grüßt eine stolze Bekannte, die Birkkarspitze (2756 m); auf ihrem Scheitel erlebte ich im Vorjahre mit einigen Kameraden das Brodengespenst, heute trägt ihr stolzes, immer wieder eindrucksvolles Haupt Neuschnee.

Allmählich denken wir an den Weitermarsch, welcher uns an den Valldereralmen vorbeiführt, wo sich eine Anzahl sehr anhänglicher „Schellengemsen“ sichtlich über unser Kommen freut; wir verstehen ihr zärtliches Schmeicheln, holen einige Stücke Brot aus dem Rucksack; aber da wurde das zahme „Jemsenvolk“ so anhänglich, daß wir Mühe hatten, die Rucksäcke zuzumachen, und abzogen, verfolgt von dauerndem „Med, Med“; ich glaube, es

war gelcholt, denn für Dant war die Aufbringlichkeit doch zu groß. Es bereitete uns dieses Erlebnis großen Spaß, des Brotes wegen lieben wir uns aber nicht mehr zu weiterem herbei. So stiegen wir weiter, um in der sechsten Abendstunde die Schwelle der Falkenhütte zu betreten, gehörig der Sektion Oberland-München, betreut durch den wohl jedem Karwendelfreund bekannten Hüttenwirt „Wastl“, ein so richtiges, urzünftiges Original in Berglergestalt, freundlich, zuvorkommend gegen jeden; so etwas macht den Aufenthalt auf einer Hütte gemächlich, genussreich, heimlich; 's war heute Abend noch recht lustig bei Gesang, ja sogar Tanz; in bester Stimmung gingen wir in unsere Klappen, wo uns Vater Sandmann bald in sein Reich des glückseligen Träumens hinüberzog.

25. August.

6 Uhr morgens. Ein Blick durchs Fenster genügt, um sofort wieder aufs Lager zu sinken: Nebel und Regen; so geben wir ein Stündchen drein. Um 7 Uhr heraus, frühstücken. „'s wird schon noch werden“, dachten wir, und das Gewölk wurde lichter, bald kam auch die Frau Sonne. Unsere heutige kleine Wanderung soll uns in Begleitung eines Stuttgarter Herrn über den Mahntopf (2096 m) zum südlichen Falken, gen. Stein Spitze (2348 m) und zum Rissersfalten führen; wir mußten uns aber mit den beiden Borgriffeln zufrieden geben und waren es auch, hatten schöne Rundtsicht auf die Karwendelkette, deren Vorberge, aufs Wettersteingebirge sowie auf die Königin der deutschen Alpen, die Zugspitze; der weite Blick war auch offen aufs bayerische Oberland und dessen Seen. Bei all dem Schönen erkannten wir auch das rasch heranziehende Gewitter aus Südwest, welches uns eigentlich die Besteigung des Rissersfalten vereitelte, und rascher als wir kamen suchten wir das Weite. Allerdings doch schon zu spät; schon hat's uns erreicht und wäscht uns richtig; wir gehen zum Trost das Rennen auf, wir kommen auch langsamer heim; als wir nun das schützende Dach der Falkenhütte über uns hatten, da fiel kein Tropfen mehr; macht aber nichts, wir sind wieder in trockener Kleidung, lassen uns den gewiß nicht schlechten Appetit des Mittag- und Abendschmaus durch nichts mehr verderben, ein paar Tiroler Roten als Ergänzung fürs äußere Maß sollen nun dem Magen gut tun. Auf der Hütte geht's auch heute wieder zünftig runter, während es draußen gute Hoffnung für morgen vom Himmel regnet.

26. August.

Und es regnet. Barometerstand: Veränderlich. Vom Winde getriebene Wolkensfetzen jagen einander nach, steigen an der düsteren, schauerlichen Valldererwand hoch und nieder, lustig plätschert's, aber weiter wollen wir um jeden Preis, wir sind wetterfest und hart. Meine beiden Begleiter vermunnen sich so gut als möglich, während ich meinen alpinen Regenschirm aus dem Rucksack hole. 11 Uhr war's, da verließen wir drei mit einem Wiedersehensgruß den Wastl und seine Sektionshütte, welche nach kaum 100 Schritten unseren Blicken entschwindet, verhüllt vom weißen Schleier des Nebels, wandern über's Spielsjoch durch wild zerfurchte Kare; tosend gehen Sturzbäche, Steinhagel hernieder; nichts ist zu sehen, als rechts, durch Nebel teilweise verhüllt, ein schwarzer Schatten. Es ist dies die heute nach den schweren Regenfällen in Aufruhr bebende Valldererwand; fast wird's unheimlich, aber schon haben wir das Hohljoch erreicht und sind der Steinschlaggefahr entronnen. Von hier Abstieg in Bächen — es schüttet! — zur Eng (Enger Grund), dort Roteinfuhr im Alpengasthof „In der Eng“, ein altbekanntes liebes Alpenheim zu Füßen der stolzen Sprizkar- und Eisarkspitze, der Mauer

der Grubenkar-Nordwand (erste Durchkletterung am Tage meiner seinerzeitigen Anwesenheit im Juli 1931 durch Franz und Toni Schmidt †, welcher auch im Sommer 1930 mit Ernst Krebs die direkte Vallderer-Nordwand bezwang). Von hier herrlicher Uebergang Eisark—Lamsenkar—Lamsenhütte möglich, allerdings nur für Geübte, Ausdauernde; mit Heutigem gehen wir den Touristenweg schon wegen meinem Begleiter, des Wetters wegen wäre ersterer ohnehin unmöglich; tapfer steigen wir nun das enge, travertinartig hinziehende Steiglein hinauf, bis uns an der Wegkreuzung zum Grammaijoch jede Sicht geraubt wird; dafür umweht uns ein eisiges Lüftchen. Zwei Wegstunden liegen hinter uns, da haben wir das Lamsenjoch erreicht — und es schneit. An steilen, linksseitigen Abstürzen führt uns der Weg in 10 Minuten dem aus nächster Nähe aus dem Nebel auftauchenden Ziele zu: der Lamsenhütte. Hier mochten wir wohl alle gleiches gedacht haben in dem alten Spruch: „Gott sei Dank!“

Meine Gefährten waren schon ein wenig feucht, mein alpiner Regenschirm hat mir bis auf eine leicht nasse Hose guten Dienst getan; wußte ich ja vorher so manch' kleine, spaßhaft gemeinte Spöttelei stillschweigend und lächelnd hinzunehmen, ich kannte ja schon seine Dienste, ätch —!

Und am Abend des dritten Tages sitzen wir wieder in gemütlicher Runde und frohen Mutes bei Gesellschaftsspielen und Unterhaltung beisammen mit neuen und alten Bekannten von der Falkenhütte, welche ebenfalls unseren Spuren folgten.

27. August.

Des Nachts rüttelte der Sturmwind an den Fensterläden, segten Nieselshauer über das Dach des Schlafraumes; des Morgens stellte man Eiszapfen und 10 bis 20 Zentimeter Neuschnee fest, Wasserpfügen sind zu Eisflächen verwandelt, der Boden ist hart gefroren. Unter diesen Umständen ist die für heute festgelegte Tour gerade nicht verlockend, aber der Dreibund zieht wieder los, Schneestapfend, fröstelnd geht's zur Lamsencharte, an Tafeln ist der einfache und der schwierige Weg ersichtlich; wir wählen letzteren, welcher auch kürzer ist. An ver-eisten Drahtseilen die Wand hoch, fingerdick hängt nun Eis, Schnee, Raureif an Griffen und Tritten, nun sind wir im wildromantischen Brudertunnel, hier zieht's erbärmlich, der durchziehende Nebel, die nassen Wände machen scheußlich kalt, laminähnlich ist nun der Ausstieg zum Lamsenkar, wärmere Luft glaubten wir um uns zu haben, ist aber nur Täuschung, denn schneidender Nordostwind und Niesel peitschen an die starren Wangen. Frischen Mutes, jeder Sicht beraubt weiter, zwei Stunden sind vergangen, da haben wir den ersten Gipfel, die Rotwandspitze (2250 m), 30 Minuten später die in Schnee und Eis starrende, gar nicht so einfache Steinarkspitze (2458 m) erobert, bald darauf ist die Hochnisselspitze (2547 m) unser, auf welcher wir uns warmstampfen und hin und her laufen, um wieder warm zu werden. Des kalten Windes wegen und da es fast ausichtslos war, eine Besserung abwarten zu können, ziehen wir wieder von dannen, ober uns das Propellergeräusch eines Flugzeuges vernehmend. Da besteht wieder Hoffnung, doch noch eine Aussicht zu bekommen, denn es wird wärmer, lichter. So kamen wir auf dem Rückwege bei plötzlichem Zerreißen des Gewölkes auf der Rotwandspitze an; warm leuchtete nun die Sonne auf uns frierende Bergwanderer hernieder, und das betruhten wir richtig, um gleich „den Photo“ in Betrieb zu setzen, denn ein Schauspiel von solcher Schönheit muß man im Bilde festhalten. Freudestrahlend beschauen wir die her-

stenden, sich wälzenden Wolken, zwischendurch herrliche Tal- und Bergbilder, entzündende Färbung der Almböden, der Aars und Latschenfelder, prächtige Schattenfiguren ziehen über die Bergesketten; ihre Wände entlang; da: ein Wolkenloch, die Bettelwurfwölve steht weißen Hauptes darin, Bild an Bild von Naturschönheit, von gewaltigen Eindrücken zieht an unseren Augen vorüber, und so kommen und gehen Tage und Jahrzehnte, niemals wird er vergehen, der Zauber der Berge, auch niemals wird der verstehen und sich's vorstellen können, der's nicht selber sah, erlebte, was Liebe zu den Bergen heißt, warum solche uns Bergsteiger fürs Leben in ihren Bann zieht.

So haben wir nicht umsonst gefroren; reichlich belohnt kehren wir über den einfachen Abstieg zurück zur Lamsenhütte. Im Abendrot erglänzen die Berge, beim Mondenschein grüßt uns nochmals die Hochnickelspitze, eine Besteigung, welche für uns eine hochalpine Winterwanderung mitten im Sommer wurde; sie schaut auf uns hernieder, die Wächterin des Hauses, die Lamsenspitze (2501 m), über allem die Welt der Sterne, die Unendlichkeit.
(Schluß folgt.)

Ludwig Richter im Zillertal.

August Sieghardt, Nürnberg.

Vor rund hundert Jahren war's, da kam zu dem kaum zwanzigjährigen Ludwig Richter in Dresden, dem später so berühmt gewordenen unsterblichen Maler der deutschen Familie und des deutschen Hauses, deutscher Sitte und deutschen Heimatglückes; ein Mann namens Arnold, seines Zeichens Buchhändler, brückte dem kunstbeflissenen Jüngling der Palette ohne viel Umstände hundert Taler in die Hand, versprach ihm, diese Summe drei Jahre lang alle Viertelsjahre auszubezahlen, und lud ihn ein, zur Erweiterung und Vollenbung seiner Studien eine Reise nach Italien zu machen. Der junge, tatensfrohe Richter, der eine solche Summe in seinem Leben noch nie gesehen, geschweige denn besessen hatte, und dem eine Studienreise nach Italien als höchstes irdisches Glück erschien, besann sich nicht lange, steckte die hundert Taler ein und sagte, von Dankbarkeit überströmt, freudig zu. Nun war er „mit einem Schlage frei von dem Drucke ägyptischer Dienstbarkeit, die hoffnungslos auf seinem Leben lastete“. Er packte sein Skizzenbuch und seine Mal- und Zeichenutensilien, verstaute sie, nahm rührend Abschied von Vater, Mutter, Geschwistern und seinem hochherzigen Gönner, und fuhr los, teils in der Reisefutsche, teils auf Schusters Rappen. Man war im sechsten Monat des Jahres 1823.

Ueber Hof, Nürnberg und München kam er zum ersten Male ins bayerische Gebirge, nach Tegernsee und Schliersee, von wo er eine Besteigung des Wendelsteinnes ausführte. Von Brannenburg ging's nach Rosenheim und weiter durch den Chiemgau nach Salzburg und Berchtesgaden. Als er auf der Paghöhe des Hirschbühl die Grenze überschritt, machte ihm der dortige Zöllner Grobheiten, weil Richter ihm gegenüber energisch betritt, „daß Dresden in den kaiserlich österreichischen oder bayerischen Staaten liege“. Diese beiden Möglichkeiten wurden nämlich von dem biedereren Wächter der Zollgrenze beim Revidieren des Passes als „entweder oder“ hingestellt; „außer diesen beiden Staaten schien ihm alles Türkei“. In Lofen bezog Richter Nachtquartier. Undern Tags ging's nach Lend und Gastein, Paß Lueg, in die Krimml, wo er die berühmten Wasserfälle bewunderte.

Von Krimml aus machte nun Richter den Uebergang über die Gerlofer Platte (1486 m) ins Zillertal, wo er sich einige Tage in dem „höchstgelegenen Gebirgsdorse Tirols“, in Hintertux, aufhielt, einem mehr als tausendjährigen Hochgebirgsdorse (1496 m) in tiefster Weltabgeschlossenheit, von dem es nicht mit Unrecht heißt, daß hier die Welt wirklich mit Brettern verschlagen sei. Das ist aber nur im Winter der Fall; im Sommer herrscht dort reger Fremdenverkehr durch die vielen Touristen, die über das Luxerjoch (2340 m) von oder nach St. Jodok am Brenner gehen. Mitte August kam Richter an einem wunderschönen Abend in Hintertux an. Die großartige Hochgebirgslandschaft mit dem eisgepanzerten Gletscher der „Geforenen Wand“ (3291 m) machten in Verbindung mit der schauerlichen Einsamkeit des Tales auf den jungen Maler einen überaus starken Eindruck. In seinen Tagebuch-Aufzeichnungen gibt er davon eine anschauliche Schilderung. „Ich ging das stille, baumlose Tal entlang, blumige Matten zur Seite, vor mir im zartesten Rosenlicht die Schneeriesen des Hallenstein, Schnitter und Ruff mit ihren leuchtenden Spitzen, schroffen Wänden, weitgestreckten Schneefeldern und Gletschern, aus welchen lautlos ein mächtiger Wasserfall herabstiebt. Kein Vogel zwitscherte, kein Laub rauschte, keine Luft regte sich, es hatte die Natur hier ein Gesicht, groß und schön, aber voll melancholischer Einsamkeit, fast schauerlich. Es war so schön und einzig großartig, daß ich mich setzen mußte, von diesem Anblicke ganz hingenommen, und nur die würzige-kraftige Luft einlog; aber wer hätte da zeichnen können!“

Einen fast unheimlichen Eindruck machte auf den jungen Richter der mächtige Wasserfall, der von dem Gletscher herabrinnt in den hinteren Talboden und über den die stolzen Häupter der Geforenen Wand mit dem Spannaglhäus (Wernnhütte) des Oesterreichischen Touristenklubs (2660 m) und dem Olperer (3480 m) emporkragen. „Der Wasserfall, welcher aus der Eismasse heraus über eine Hohe Wand sich herabwälzte, war totenstill, obschon er sich bewegte. Er mochte ferner sein, als es den Anschein hatte. Man muß allein sein, wie ich es war, um solche Szenen tief zu empfinden. Nächtlliche Dämmerung lag über dem Tal und die Eispyramiden leuchteten rotglühend in das tiefe Schweigen, als ich nach dem kleinen Wirtshaus des Dörfchens zurückkehrte.“

Die Absicht Richters, am nächsten Tage über Lannersbach und Mayerhofen durch das vordere Zillertal nach Tenbach zu wandern, konnte er wegen eingetretenen Regenwetters leider nicht ausführen. „So blieb ich auf meinem Stübchen, zeichnete und schrieb in mein Tagebuch. Die schöne Schwester der Wirtin, eine Krimmhildengestalt, kam mit ihrem Nähzeug herauf und leistete mir Gesellschaft, wie es dort so Sitte ist. Wir plauderten viel und sie sang mir alle Luxer Lieder und Schnaden vor, die sie wußte.“

Von der segensreichen Einrichtung eines heikräftigen Bades konnte Richter damals noch nicht Gebrauch machen, denn die heutzutage sehr bekannten warmen Quellen am nahen Schmittenberg, welche die gleichen Stoffe führen wie die Thermen von Gastein, ja sogar radiumhaltig sind, waren um diese Zeit noch zu wenig gewürdigt. Dagegen hätte Richter bei seinen Streifzügen in der nächsten Umgebung von Hintertux — leicht einem Bären begegnen können. Das letzte Exemplar dieses Viehes wurde nämlich (laut Bericht des „Boten für Tirol und Vorarlberg“ vom 17. Juni 1830) am 9. Mai des Jahres 1830 im Luxer Tale gesichtet.

Beim Mittagessen unten in der Wirtsstube hatte Ludwig Richter ein komisches Erlebnis, das er wie folgt erzählt: „Es kamen vier Männer, ein langer, älterer Mann, und drei jüngere Gesellen mit etwas düseligen Gesichtern, welche an einem anderen Tische ebenfalls ihren Imbiß verzehren wollten. Sie hatten erfahren, daß ein fremder Maler da sei, und weil sie nun dasselbe Handwerk trieben, so sahen sie ziemlich scheel und mißtrauisch nach mir herüber, bis der lange Dürre endlich losbrach und erklärte, daß er die Kirche zu malen in Afford genommen habe, daß kein Fremder deshalb herzukommen brauche, er bedürfe keines Gehilfen und habe auch schon seine Gesellen. Meine Bemühungen, ihnen den komischen Irrtum zu benehmen, schienen indes wenig zu fruchten, bis der Herr Kooperator, welcher inzwischen eingetreten war, ihnen die Sache mit besserem Erfolge auseinandersetzte und mich sogar nach dem Essen zu einer Besichtigung ihres kleinen Kirchleins und seiner Kunstwerke einlud. Dies geschah denn auch und ich betrachtete mit Erbauung die großen Tulipanen und ziegelroten Rosen nebst anderem unbekanntem Gewächs und Schnörkeln, mit welchen die Maler die Decke des armen Kirchleins geschmückt hatten. Und so war der Friede hergestellt.“

Nach mehrtägigem, zum Teil unfreiwilligem Aufenthalt Richters in Hintertux machte sich der junge Maler auf den Marsch nach Mayerhofen, wohin damals noch ein elender Saumweg führte, der sechs gute Stunden erforderte. Leider herrschte noch immer schlechtes Wetter, was das Gemüt Richters sehr bedrückte. „Ich zog“ — schreibt er — „bis auf die Haut durchnäht die einsame Straße dahin, die Berge waren in Wolken eingewickelt, der Weg ein Morast, die Landschaft ein eintöniges Grau, der Wagen leer, so war es kein Wunder, daß ich schon nachmittags vier Uhr recht ermüdet und verstimmt nach einer Herberge mich umfah. Ein Dörschen links vom Wege und darin ein breiter Giebel und rauchender Schornstein lockten mich hinüber. Es war richtig das Wirtshaus, in dem nur eine stille Wirtin saß und niemand sonst zu sehen war. Es wurde mir langweilig in meinem Stübchen, zum Essen war es noch zu früh, denn ich aß immer nur einmal des Tages, nicht aus Unlust des Magens, sondern meines schwindlichen Geldbeutels wegen. So fragte ich die Wirtin, ob sie nicht etwas zum Lesen habe, um die Zeit mit etwas Geistesnahrung auszufüllen, bis der schöne Moment zum Souperieren, was zugleich ein Dineren war, kommen würde. Das gute Weib brachte mir bald in der Schürze ein halbes Duzend Bücher, die ich sogleich durchstöberte. Ich fühlte mich aber sehr enttäuscht, denn es waren Gebets- und Erbauungsbücher, nach denen mich durchaus nicht gelüstete.“ Als er hierauf den Bücher-vorrat selbst durchstöberte, entdeckte er zu seiner großen Freude ein „Beicht- und Kommunionbuch von Talspis, Dresden, in der Arnoldschen Buchhandlung“. Dieser Fund machte ihn heiter und froh; er betrachtete ihn als Gruß aus seiner lieben Vaterstadt, denn Arnold war ja bekanntlich der Mann, dem er diese Reise zu verdanken hatte.

Anderntags, am 24. August, wanderte Richter bei schönstem Wetter „aus diesen wilden Regionen“ hinaus ins Inntal, um noch am Abend in Innsbruck einzutreffen, wo er Briefe von den Seinen und Geld von Arnold vorzufinden hoffte. Er mußte sich damit aber acht Tage gedulden, welche Zeit er meist mit dem Lesen von Büchern, die ihm ein gutmütiger Buchhändler lieb, zu-

brachte, „so daß mir der Kopf brannte und ich mich heftig nach Rom lehnte“. Als nun der Geldbrief von Arnold sowie Briefschaften vom Vater und zu allem Glück auch noch „ein kleiner, lieber Brief von Auguste“, Richters heimlicher Herzallerliebsten und späteren Gattin, eingetroffen war, da schnürte der junge Maler wieder sein Ränzlel, kaufte dem freundlichen Buchhändler einen „Homer“ ab und wanderte am Morgen des 5. September fröhlich aus Innsbruck hinaus, dem sonnigen Süden und dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, zu.

Dö Watta.

Von Sepp Zangenfeind †.

„Was geht denn mit an Watta heit,
Sepp, Visei, Hans und Moiid?
I hätt a Schneid heit wie net g'scheid!“ —
„Aft nacha tan ma hoit!“

„So, aheh'n z'eascht, de Hoach'n zomm.
Hans, Seppi Moiid und i,
Kath, Dergl, Visei, Leandl zomm,
Da muach oans hintari.“

Boid hod'n i' uman Tisch schea g'scheit,
Wia da Gemeinddrot.
Da Dergl sogg un, da Tärriß schreit:
Wei 's Moidei ausgeh'n hot. —

„Wia teama?“ moat da Dergl aft,
„Geh't's kritisch oda nöd?“ —
„Woi, kritisch!“ schrei'n die onan oi,
Aft gibt's a greakas G'rödd!“

„A Kreiz is's uhne Herrgod dru!“ —
„Mit Dachin“, grunt die Moiid,
Und schneid't a sauas G'sicht dabei,
Dis höd's an Zechan z'loiid.

„Schad't da Rechtö?“ moat da Derg. —
„Schmeiß zua, 's is nix dabei!“
Da Sepp sein Wellst einilögg
Und schreit: „Aft sog i drei!“ —

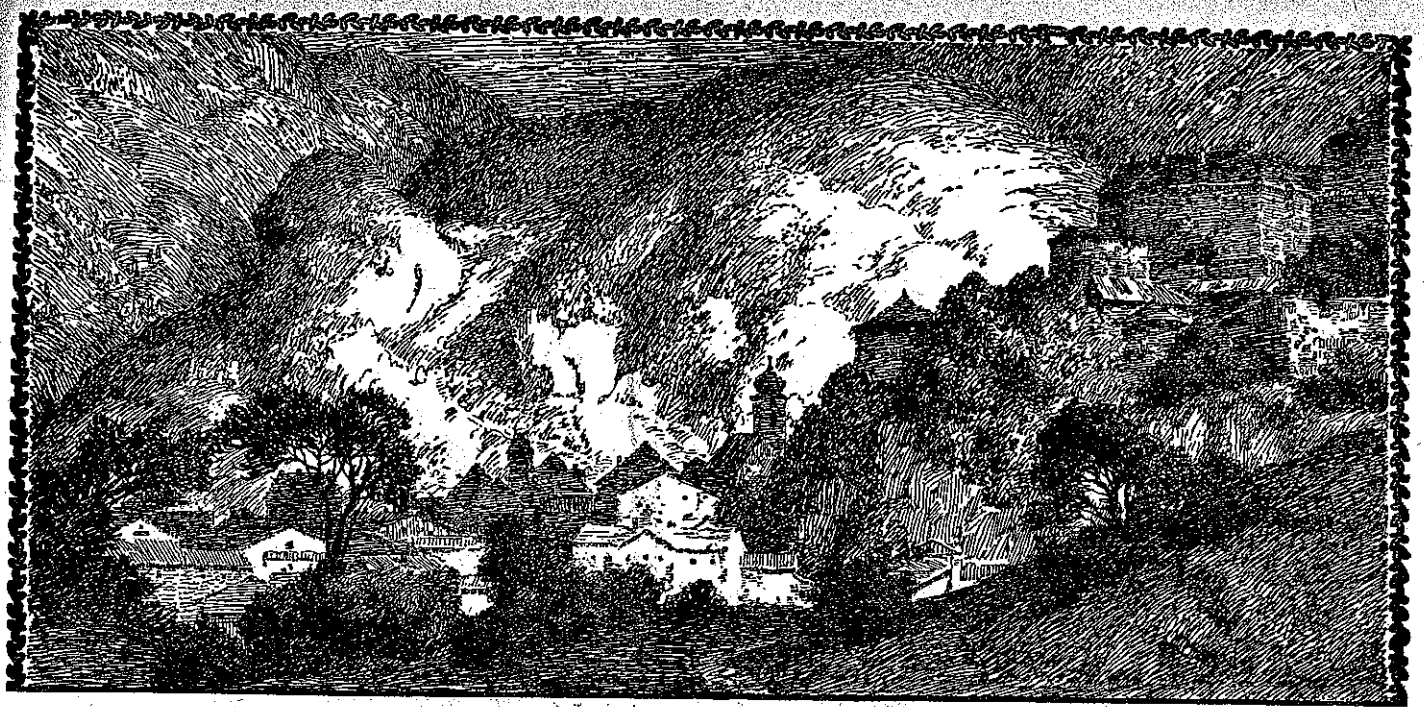
„Seids ös fü öppas?“ frogg die Kath,
Da Leandl d' Aügei zwinkt,
Und 's Visei frumm die Aug'n aufschlogg
Wie d' Henn, boi i' Riamüsch trinkt.

„Aft geah ma nöd!“ moat köd da Derg,
Da Sepp an Schlog schmeißt aus,
Die oan göb'n zu, nett 's Kathei zascht
An Spiß nu daharaus.

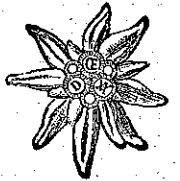
„A Bod“, schreit 's Kathei, „wa nöd schlecht!“
An Trumpp kost a da Moiid,
An Dergei is dös woitan g'recht,
Er schmeißt a schlechtö hoit.

Da Sepp, dea lögg sei Schlagei auf,
Haut's eini auf'n Tisch,
D' Lies und da Dergl hom nix drauf,
Dös gift's hoit saggariß.

Da Leandl köd, dea bleib gonz stad,
Er hoat a bois und lacht,
An Maschl schmeißt a aft und moat
Gonz trud'n: „So weacht's g'macht!“



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, Juni 1933

Nummer 6

Bergfahrten in Süditalien.

(Besuch, Monte Sant'Angelo, Aetna.)

Von Karl Mägdefrau, Erlangen.

Die großen Vulkanberge Südeuropas stellen ihrer Besteigung zwar nicht, wie viele unserer Alpengipfel, besondere Schwierigkeiten entgegen. Dafür aber werden wir entschädigt durch die Erscheinungen des Vulkanismus, die wohl einem jeden, der zum ersten Male einen Vulkan bestiegt, zum besonderen Erlebnis werden, und die auch manche Gefahren in sich bergen, die wir von den Alpen her nicht kennen.

Im Frühling des vergangenen Jahres hatte ich nun das große Glück, zusammen mit mehreren Freunden in der Zoologischen Station in Neapel botanische Studien über Meeresalgen ausführen zu können. Die Wochentage waren ganz der Arbeit in der Station gewidmet, nur unterbrochen von Dampferfahrten hinaus auf den blauen Golf, um unser Untersuchungsmaterial zu fischen. An den Sonntagen aber trieb es uns hinaus: nach Pozzuoli, auf das Kloster Camaldoli mit seiner einzigartigen Fernsicht (die 100 Kilometer entfernten Ponza-Inseln erblickt man weit draußen am westlichen Horizont), in die Vulkangebiete der Phlegräischen Felder, zu den klassischen Stätten von Pompeji. Besondere Erlebnisse waren auch die erwähnten Dampferfahrten, wenn das Schlepptier die schönsten und interessantesten Tiere und Pflanzen vom Meeresgrunde heraufbrachte, oder wenn wir mit den kleinen mitgeführten Ruderbooten in die Grotten fuhren, wo das Meer sich tief in die Tuff-Felsen hineingewühlt hat: hier entwickelten sich die Algen in einer unbeschreiblichen Formenpracht.

Noch aber hatten wir ein großes Ziel vor uns, immer stand es vor unseren Augen: der Besuch. An einem klaren Abend brachen wir auf. Die letzte Straßenbahn brachte uns um Mitternacht bis Portici,

einem Städtchen am Westfusse des Berges (26 m über dem Meere). Zunächst benutzten wir die Straße, die bis zum Observatorium führt (608 m). Die dunklen, nicht den geringsten Pflanzenwuchs tragenden Lavafelder machten nachts einen düsteren, ganz unheimlichen Eindruck. Vom Observatorium aus diente uns das Gleis der Besuvbahn als Weg bis zu der Zwischenstation (735 m), wo sie einen Knick macht und in gerader Linie hinaufführt zum Kraterrand. Hier machten wir zunächst kurze Rast und ließen uns vom Wärter Wasser geben, der uns schließlich auf ein Trümpfeld hin auch die Tür aufsperrte, so daß wir die gestuften Mauern betreten konnten, die rechts und links die Bahnstrecke begleiten und uns als Aufstieg dienten. Rasch gewannen wir an Höhe, aber kurz unter dem Gebäude der Endstation verließen wir die Bahnstrecke und stiegen durch Asche hinauf zum Kraterrand: hier im Stationsgebäude wohnen nämlich die Führer, und die durften uns auf keinen Fall erwischen, denn das Betreten des Besuvkraters ohne Führer ist sogar durch ein staatliches Gesetz verboten! Am Südrande des Kraters legten wir uns noch ein Stündchen schlafen, bis der neue Tag erwachte. Zunächst aber noch ein paar Worte über den Aufbau des Besuvs. Er besteht gewissermaßen aus drei ineinandergestellten Kratern: der äußere ist nur im Norden und Osten erhalten und trägt den Namen Monte Somma (1132 m); ein Tal, das Atrio del Cavallo (800 m), legt sich zwischen Monte Somma und den eigentlichen Besuv, dessen Höhe sich bei jedem Ausbruch ändert und gegenwärtig 1186 m beträgt. Der Krater selbst ist innen schüsselförmig und hat einen Durchmesser von 500 bis 800 m und ist von dem erstarrten Lavasee des letzten Ausbruches (1928) erfüllt. Der Kraterrand, der aus lodernen Tuff- und Aschemassen besteht, liegt im Westen 100 m über dem Lavasee, im Osten dagegen in gleicher Höhe mit diesem; hier ergoß sich der Lavastrom des letzten Ausbruches ins Tal. Inmitten des Kraters erhebt sich aus dem erstarrten Lavasee der eigentliche Eruptionstegel (etwa 40 m hoch).

Als wir den Kraterand betraten, war es noch Nacht. Um so eindrucksvoller wirkte die Tätigkeit des Berges. Ununterbrochen steigt die hohe Rauchsäule empor, in regelmäßigen Abständen von einigen Minuten verstärkt sie sich, ein schwaches Rumoren wird hörbar, und die Rauchsäule ist hoch hinauf erleuchtet. Mit dem Morgengrauen steigen wir in den Kraterboden hinab, über den Lavasee mit seinen eigentümlichen Erstarrungsformen hinüber zum Eruptionstege. Dieser steigt im Osten steil auf, im Westen dagegen allmählicher, der Schlot selbst ist dem Ostrande näher als dem Westrande, so daß hier zwischen Rand und Schlot noch eine kleine, nach innen geneigte Mulde liegt. Von Süden steigen wir schräg nach links den Kegelel hinauf, aber kurz unter dem Rande war der Rauch und die Gasentwicklung (Fumarolen) so stark, daß wir die Mützen als Gasmasken vor die Nase halten mußten. Da günstiger Wind wehte, konnten wir vom Rande des Kegels in die kleine Mulde hinabsteigen bis zum Schlot, der direkt vor unseren Füßen als senkrechter Schacht von ungefähr 8 bis 10 m Durchmesser abbricht. Der Boden und der Rand der Mulde sind durch Eisenverbindungen prachtvoll gelb und rot gefärbt; die Mündung des Schlotes hat eine mattrote Farbe, unterbrochen durch grünliche Flecken. Wir konnten, wie gesagt, bis zum Schlot herantreten, wenn aber plötzlich der Rauch sich verstärkte und rot aufleuchtete und man ein dumpfes Rumpeln im Innern des Berges hörte, dann wichen wir doch respektvoll ein paar Schritte zurück, bis sich der alte Berggeist wieder beruhigte. Schließlich wurden wir sogar noch übermütig und ärgerten den ehrwürdigen Vesuv, indem wir Lavablöcke in seinen Rachen hinabwarfen. Einmal hörten wir auch ein regelrechtes Aufplätzen des Steines (um einen so starken Feuerschein zu erzeugen, mußte ja die flüssige Lava ziemlich hoch im Schlotte stehen). Lange blieben wir hier, aber schließlich mußten wir uns doch trennen. Auf dem Lavasee gelangten wir nach Osten zu der Stelle, wo er über den Kraterand übergelaufen war. Es war ein eigenartiges, ungewohntes Gehen, Klettern und Springen von Blod zu Blod. Der Boden dröhnte unter unseren „Genagelten“ bei jedem Schritt verdächtig hohl, aber dann gewöhnten wir uns daran, denn die noch gänzlich unverwitterte Lava war erstaunlich fest. Hier am Kraterand hielten wir nun eine ausgiebige Rast. Schon kamen auch einige Führer in unsere Nähe und beobachteten uns; sie witterten eine Beute und warteten darauf, daß wir in den Krater gingen, um uns dann zu schnappen. Dieses Vergnügen machten wir ihnen natürlich nicht, denn wir waren ja mit unserer „Besichtigung“ schon fertig.

Auf dem Rande des Kraters stiegen wir dann noch bis zur Nordseite vor. Nun ging's in saufender Abfahrt in einer Aschenrinne etwa 300 m hinab ins Atrio del Cavallo. Hier überraschte uns, die wir den ganzen Tag über nicht das kümmerlichste Pflänzchen gesehen hatten, eine ganz eigenartige Pflanzenwelt, wie sie uns aus Bildern nur von den afrikanischen Blockwüsten bekannt war: auf der trockenen Asche zwischen Lavablöcken niedrige, kleinblättrige bis blattlose, zum Anbrennen trodrene Sträucher und Kräuter. Lange hielt uns dieses Plätzchen fest. Zuletzt entdeckten wir hier sogar noch Fährten vom Wolf (in Neapel sagte man uns dann auch, daß Wölfe auf dem Monte Somma, besonders auf dessen bewaldeter Nordseite, nichts Seltenes sind und erst vor einigen Tagen einer erlegt worden war). Das Atrio del Cavallo verfolgten wir noch bis an sein westliches Ende, wo wir beim Observatorium wieder die Straße nach Portici erreichten, die wir gestern abends im Abstiege benutzt hatten. Unterwegs löschten wir an einer Aneipe noch unseren großen Durst mit — allerdings recht wässeri-

gem „Lacrimae Christi“. Als wir dann Portici erreichten, strahlte die Abendsonne über den Golf zu uns herüber. Einer der größten und eindrucksvollsten Tage unserer Italienfahrt neigte sich zu Ende. —

Noch ein zweiter Berg erhebt sich am Golf von Neapel, etwas höher zwar als der Vesuv, aber nicht so beherrschend: der Monte Sant' Angelo, der höchste Berg der Halbinsel von Sorrent. Er ist dem Vesuv überhaupt kaum vergleichbar, ist er doch nicht vulkanischen Ursprunges, sondern, wie fast die ganze Halbinsel, aus Kalksteinen der Kreidezeit aufgebaut und fast bis zum Gipfel bewaldet. In Neapel sagte man, daß der Berg keinesfalls als Tagestour von Neapel aus zu machen sei; nach der Karte aber hielten wir dies doch für möglich — und bewiesen es auch. Die Bahn brachte uns, immer an der Küste entlang, bis Castellamare. Von hier bis zum Monte Faito (1103 m) führt in vielen Windungen ein breiter Weg hinauf. Meist geht's durch Kastanienwälder, und manchen Aufenthalt gab's durch interessante und uns bisher unbekannte Pflanzen. Vom Monte Faito zieht ein Fußpfad auf dem Bergkamm entlang bis zum Monte Sant' Angelo (1443 m). Der Rücken zwischen beiden Bergen ist wenig bewachsen, nur Dickichte von Belenginster und niedrige Kastanienbüsche durchquert unser Weg. Der Gipfel selbst ist ein kahler, nach drei Seiten abstürzender Felskloß. So erinnerte mich die ganze Fahrt an die oberbayerischen Berge. Wie schon Steiniger („Deutsche Alpenzeitung“, 7. Jahrg., II., S. 342) hervorhebt, übertrifft der Monte Sant' Angelo den Vesuv in einem Punkte: in seinem umfassenden Rundblick. Das Auge schweift ungehindert über den ganzen Golf hinaus bis zu den vorgelagerten Inseln Capri und Ischia, nach Süden blickt man hinab auf den Golf von Salerno und auf die kleinen felsigen Inseln „Di Galli“. Nach langer Gipfelrast stiegen wir auf gleichem Wege wieder hinab nach Castellamare, von wo uns der Abendzug nach Neapel zurückbrachte.

Unser Aufenthalt in Neapel ging seinem Ende zu, und die letzte Woche, die einem Besuche Siziliens galt, rückte heran. Das Hauptziel war hierbei selbstverständlich der Aetna, der größte Vulkan Europas. Unsere Erwartungen werden noch gewaltig gesteigert, als die italienischen Zeitungen die Nachricht brachten, der Aetna sei in erhöhter Tätigkeit. In einer klaren Nacht verließen wir, d. h. einer meiner Kameraden und ich, Neapel, ein sauberer Dampfer der italienischen Schiffahrtsgesellschaft „Florio“ brachte uns in zehn Stunden hinüber nach Sizilien. Früh um 8 Uhr legte unser Schiff in Palermo an, einer schön gelegenen, auf zwei Seiten von Bergen umgebenen Stadt. Im Vergleich zu Neapel ist Palermo vor allem sauberer und ruhiger, man wird nicht so schlimm von allen möglichen Straßenhändlern belästigt wie dort. Auch die Bevölkerung macht einen anderen Eindruck, besonders fallen hier im Gegensatz zu den verhältnismäßig reinrassigen Neapolitanern die vielen blonden Menschen auf, wahrscheinlich ein normannischer Einschlag. Den Tag füllten wir aus mit einem Besuch des Botanischen Gartens und einer Fahrt hinauf in das Bergdorf Monreale, bekannt durch seine schöne, von den Normannen erbaute Basilika. Das Ziel des nächsten Tages war Catania an der Ostküste der Insel, am Südfuße des Aetna. Es gab zwei Möglichkeiten: entweder an der Küste entlang über Messina, eine Bahnfahrt, die landschaftlich außerordentlich schön sein soll, oder die Fahrt quer durch die Insel. Wir entschieden uns für die zweite Möglichkeit, um einen, wenn auch nur flüchtigen Eindruck vom Innern Siziliens zu bekommen. Dies ist freilich recht eintönig: eigentlich nur eine große, grüne Steppe aus Getreide- und Pferdebohnenfeldern.

Das frische Grün des Frühjahrs macht dann im Sommer einem verbrannten Gelbbraun Platz. Am Spätnachmittag lief der Zug in Catania ein. Die Stadt zeichnet sich zwar nicht durch besondere landschaftliche Lage aus, doch ist sie wirklich nicht so schlecht wie ihr Ruf. Da Catania überhaupt nicht auf Fremdenverkehr eingestellt ist, so haben sich hier auch nicht die üblen Nachteile einer italienischen Fremdenstadt entwickelt, wie wir sie fünf Wochen lang in Neapel über uns ergehen lassen mußten. Das Wetter konnte nicht schöner sein, also noch in der gleichen Nacht hinauf auf den Aetna!

Bis Borello (600 m), einem Dorfe am Südfuße des Aetna, fährt abends noch ein Omnibus. Um 9 Uhr begannen wir hier unseren Aufstieg. Borello liegt 15 km vom Gipfel entfernt, und zwar genau südlich; in der klaren Nacht hatten wir daher unseren Kompaß in Gestalt des Polarsternes immer über uns. Zuerst haben wir einen einigermaßen anständigen Weg unter den Füßen, aber als die letzten Siedlungen aufhören, da wurde aus dem Gehen ein Stolpern und Torkeln über, Steine und Lavablöcke. Uebrigens war es gerade Neumond, und unsere Taschenlampen, die nahe daran waren, ihre Seelen auszuhauhen, benützten wir nur in besonderen „Fällen“. Dazu kam oberhalb der Waldregion noch eine Lücke in Gestalt einer Pflanze, des haitianischen Traganths (Astragalus siculus): sie bildet schöne, große Polster, die ganz gutmütig und harmlos aussehen — solange man sie nicht berührt. Die älteren Blätter fallen nämlich nicht ab, sondern ihre Mittelrippe bildet sich zu einem spitzen, stehenden Dorn aus. Wenn man nun stolpert und den Sturz mit den Händen aufzuhalten sucht, greift man selbstverständlich nach den „weichen“ Polstern statt nach den scharfen, rauhen Lavablöcken. Man flucht und schimpft über diese niederträchtige Pflanze und — fällt beim nächsten Sturz natürlich wieder auf einen Tragantbusch! — Bei etwa 1500 m erreichten wir die Schneegrenze, wo wir, in unsere Mäntel gehüllt, ein Stündchen schliefen. Ungefähr 100 m höher begann sich die Schneedecke zu schließen. Der Schnee war recht fest gefroren; wo er flach geneigt lag, war er gut gangbar, aber an steilen Stellen wurde das Steigen oft recht beschwerlich, vor allem deshalb, weil wir keine Randnägeln an unseren Schuhen hatten. Bei einer kleinen Unterstandshütte (Rifugio Gemellaro, 2500 m) legt sich der Hang zurück: wir sind auf dem Piano del Lago, einem schwach nach Süden geneigten Plateau, das sich bis zum Observatorium hinzieht und nach Osten steil in das Valle del Bove abbricht. Hier erwarten wir die aufgehende Sonne: Die Ostflanke des Berges hell erleuchtet, das Ionische Meer und die Kalabrische Küste wird sichtbar, im Westen noch tiefe Nacht.

Unter uns Erde und Meer.
Unter uns alles, was war.
Unter uns Menschen und Zeit.

Ueber uns kreisen Luft, Wind und Wolken,
Ueber uns nur die weite und blaue
Seelebefreiende Wölbung des Himmels.

Hans Moldenhauer.

Der Tag bricht herein, wir steigen bis zum Observatorium hinauf (2969 m), das verschlossen ist und wohl nur noch zur Uebernachtung der mit Führern gehenden Touristen dient. Vor uns erhebt sich der völlig schneefreie Krater. Mein Kamerad bleibt hier, während ich allein das letzte Stück des Aufstieges unternehme. War schon in der Nacht während des ganzen Aufstieges der starke Westwind unangenehm gewesen, hier oben wurde er zum Sturm, der nicht nur Asche, sondern auch kleine

Steine mit sich führte. Der Hang des Kraters, der ja seine Beschaffenheit dauernd ändert, bestand vor allem aus Asche und Lavablöcken. Ueberall rauchten Fumarolen mit ihren stehenden, heißenden Dämpfen. Jedesmal, wenn der immer stoßartig einsetzende Sturm sich verstärkte, kauerte ich mich hinter einen Lavablock, und sobald es etwas nachließ, rannte ich im Lauffschritt zehn bis zwanzig Meter hinauf bis zum nächsten Block; oft konnte ich wegen der ätzenden Fumarolendämpfe kaum Atem holen. So ging es den ganzen Hang hinauf. Unterwegs merkte ich plötzlich, daß ich auf dem linken Auge fast blind war, die vorgehaltene Hand sah ich nur noch in schwachen Umrissen; es war die Folge des dauernden Aschensturmes, den ich ja immer von links her hatte. Mir jagte dies natürlich einen gehörigen Schrecken ein, und ich überlegte schon, ob ich nicht umkehren sollte. Da kam ich auf den Gedanken, aus Zeitungspapier einen Schutzschild zusammenzufalten und unter die Mütze zu stecken, und nahm den Kampf mit Sturm und Gestank noch einmal auf. Nach drei Viertelstunden stand ich am Kratertrand (3297 m), von dem ich lediglich seine gewaltige Größe (500 m Durchmesser) erkennen konnte, sonst war alles verqualmt, und dem Sturme konnte ich kaum widerstehen. Also sofort Kehrt! Ich fuhr in der Nähe ab, in zehn Minuten stand ich wieder in der Nähe des Observatoriums bei meinem Kameraden. Wir verweilten hier nicht mehr lange, um noch aus dem Schnee herauszukommen, bevor ihn die Mittagssonne erweichte. Beim Abstieg hielten wir uns immer an die noch einzelt stehenden Telegraphenstangen, die früher eine Leitung zum Observatorium trugen. Einen eigentümlichen Anblick gewährten von hier aus die vielen kleinen Nebenkrater (am ganzen Berg sind es über 200), die dem Berg ein besonderes Gepräge geben. Der Aetna bricht meist nicht durch seinen Hauptkrater aus, sondern in seinen Flanken reißen Spalten auf, aus denen die Lava hervorbricht, wobei dann diese Nebenkrater entstehen. Der Abstieg ging rasch vonstatten; wenn der Schnee steil genug war, fuhren wir stehend ab. Mittags trafen wir in Nicolosi ein.

Eine allgemeine Bemerkung sei über die Aetnabesteigung noch gesagt. Der Berg ist ein freistehender Dreitausender und gleichzeitig ein Vulkan. Die Besteigung dürfte unter guten Verhältnissen (schönes Wetter und geringe vulkanische Tätigkeit) nicht viel mehr als eine lange Wanderung sein (vergl. die Beschreibung von C. Arnold in den „Mitteilungen des D. u. De. A. V.“, 1896, S. 249), andererseits kann der Berg seine Macht aber auch recht deutlich fühlen lassen.

Am gleichen Tage noch fuhren wir nach Taormina, wo gerade die farbenreichste Frühlingsflora prangte: und im Südwesten stand der schneebedeckte, gewaltige Keel des Aetna. Ueber Neapel, Rom, Genua, Mailand geht es heimwärts. Als wir an einem strahlenden Tage durch die Schweizer Berge fahren, da freue ich mich doch unbändig, wieder in unseren Alpen zu sein.

Karwendeltage 1931.

Ludwig Baur, München.

(Schluß.)

28. August.

Der Wettermacher St. Petrus hat sich eines Besseren besonnen, goldener Sonnenschein ergießt sich über uns, die Berge ragen zum wolkenlosen Himmel. Besonderer Umstände halber müssen wir nun die eigentliche Route ändern wegen Rückkehr zum Ausgangspunkte. So stei-

gen wir ab durchs Stallental, auf jenem Wege über Almböden und Wald, an Steilabstürzen entlang, da zeigt sich aus stillster Waldeinsamkeit das Kloster St. Georgien, am Anstieg zum Stanserjoch, am Uebergang zum Achensee gelegen. Weiter nach Fiecht mit reizendem Blick nach Schwaz; hier ist der Abstieg beendet. Von Fiecht über die schon abgeernteten Wiesen und Felder, vom warmen Talsüftchen umweht, querfeldein (Gegensatz von gestern und heute) nach Schwaz; Punkt 12 Uhr entrichten wir den üblichen Brückenzoll von 4 Groschen und wandern über die alte Holzbrücke über den Inn, marschieren ein in die alte Landstnächststadt Georgs von Grundberg. Hier Mittagisch, kurze Besichtigung und Weiterfahrt nach Hall; ein ebenso altes, fast das älteste und sehenswürdigste Innstädtchen. Zwei Stunden birgt es uns in seinen Mauern, da bekommen wir wieder Bergfieber, wandern die Salzburgerstraße auswärts (hier Blick auf Innsbruck), den Blick auf das wuchtige, schichtenartig aufgebaute Massiv des Bettelwurfes und der Speckarspize. Lange zieht sich's hin, da münden wir ein ins naturschöne Halltal, rechter Hand Blick auf das schaurig abfallende Bettelwurfkar und die Hohe Furlieg (durch jenes Kar Anstieg zur Bettelwurzhütte; an einer mächtigen Grotte erinnert eine Tafel an den großen Münchener Kletterer, den „Wilden Falken“, der hier an der Mauer der Furlieg zu Tode stürzte). Schon ist es 7 Uhr geworden, als wir die Höhe von St. Magdalea (zu den Herrenhäusern gehörig, bewirtschaftet, jedoch keine Uebernachtungsgelegenheit, außer Heulager) erreichten. Noch einige hundert Meter aufwärts zweigt rechts ein schlecht ersichtlicher Steig ins Jhtal ab, bergsteigerischer und kürzer als über die Herrenhäuser (Salzbergwerk). Bald gewinnen wir den Anstieg zum Lafatscherjoch mit Tiefblick auf die im Lichterglanze liegende Stadt Hall. Mondaufgang, folglich Rast am Joch. Nun geht's den Durchschlag hinunter über ein großes Kar an den fast drohenden Wänden des Lafatschers, der Speckarspize vorüber, gleich einem Dom, die Wände sind Säulen, die nassen, vom Mond beschienenen Wandstellen die Altäre, der Sternenhimmel, vom Mondlicht erhellt, bildet das Gewölbe; und diesen Dom göttlicher Erhabenheit, diese stummen, gewaltigen Ewigkeiten durchwandern wir in zehnter Abendstunde, fast — ehrlich gestanden — müde betreten wir 10 Minuten später die Pforte des mir längst bekannten freundlichen Haller-Anger-Hauses der Sektion Schwaben, empfangen von den zuvorkommenden Wirtsleuten als alter Gast. Heimelig fühlen wir uns in der Ofenecke der freundlichen Gaststube, und richtig schmecken lassen wir's uns nun bei einer Flasche Innsbrucker hellen Gerstenlaster. 's war ein gutes Stück Weg heute, eindrucksvoll und unvergeßlich.

29. August.

Und wieder liegen die Berge unter dem blauen Himmelsdom, strahlt die Sonne ins Lafatschertal, gewürzte Morgenluft — gerade recht für eine Morgendusche am sprudelnden Brunnchen. Heute wollen wir auch nicht faulenzeln. Aufgestiegen wird zum Lafatscherjoch; vor uns liegt nun das Stempeljoch, die Sonntagsspitze, der Große Lafatscher. Wir biegen links ab, ein Höhenweg von idealer Lage führt uns — mit einem Blick ins Hall- und Inntal, auf Hall und die umliegenden Bergdörfer — über die Bettelwurzhütte der Sektion Innsbruck zur großen Bettelwurfspitze (2725 m); jene Höhe vermittelt uns die herrlichste Rundschau auf die Lixum, dieses Skiparadies, ins Wattental, auf die Zillertaler, Tuxer und Stubaiyer Alpen, auf die Stadt am grünen Inn, die Tiroler Hauptstadt Innsbruck, rund ums Karwendel schweift der Blick auf die Nordkette, Wetterstein, Zugspitze,

bis weit hinaus ins Bayernland, nordseitig die schwarze, steil in die Tiefe stürzende Nordwand, der Ueberschall, das Bomperloch; täglich, ja Minute um Minute tun sich neue Bilder auf, hier heroben drückt einen nichts mehr, alles ist tief, tief unten im weiten Weltkreis. So vergingen rasch beim Gipfelschlaf einige Stunden, und abwärts — heimzu — geht's auf demselben Wege. Da wir genügend Zeit haben, betrachten wir das Treiben der Gamsen und löffeln recht frei und ungebunden dahin. So gegen 6 Uhr sind wir wieder daheim, wo uns der Hüttenwirt einen prachtvollen, sich ausruhenden Hirsch in seinem „Dperngucker“ gefangen hat, einen Prachtkerl; tauert vor sich hin mit direktem Blick aufs Haus, läßt sich durch nichts stören; möchte man so ein Tier nicht fast beneiden?

Schon frühzeitig begeben wir uns zur Ruhe im Schlafraume „Ueberschall“, während Fr. Tina im „Kohler Karl“ schnarcht.

30. August.

Mit Schwüle brach der heutige Morgen an — Gewitterstimmung. Müssen uns nun trennen von unserem lieb gewordenen Stuttgarter, welcher noch hier bleibt; mit Händedrücken und „Berg-Heil“ verabschieden wir uns, treten den Gewaltmarsch an: Ueberschall—Lochhütterl—Bomperloch—Rakenleiter—Zwergloch—Lamsenkar (sieben Wegstunden bis hierher). Diesen Weg näher zu beschreiben, kann ich mir erübrigen, solcher ist bis in das kleinste Erlebnis geschildert von Gg. Maier, Mühlendorf am Inn, in Heft Nr. 5 der „Mitteilungen des D. u. De. Alpenvereines“; er ist aber an Eindrücken der gewaltigste, imposanteste, wildromantischste wohl des ganzen Karwendels. Am Lamsenkar angekommen, überfallen uns wieder so heimische, liebe Viecherln, Bergschafe, wir gaben ihnen Brot und etwas Salz. Weiter ging's nun bei einbrechendem Nebel durch den Brudertunnel zur Lamsenhütte. Am Abend wieder herrlicher Mondschein.

31. August.

's Wetterl wäre wieder schön, aber der Gedanke an die Heimkehr mutet so eigenartig an, der Ruf der Pflicht holt uns hinunter zur Eng, über den großen Thornboden das Engtal bergauswärts. Ungezählte Blicke fliegen zurück, ach, wie gerne würden wir doch umkehren. Ist dieser Ruf der Pflicht auch rauh und hart, nicht aufschiebbar, so erlaubt doch er allein uns weitere Bergfahrten zur neuen Stärkung der Seele, des Körpers. So leb' denn wohl, du herrliches Karwendel, du schönes Land Tirol. Berg-Heil!

O du mei Kopfstoa.

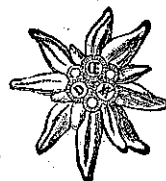
Von Sepp Zangenfeind †.

Ja, schön muach's sein, in aller Herrgottsfruch,
Wenn 's Stadtl drunt noch liegt in Fried und Ruach,
Aufz'ig'steig'n zu da Neapelbank
Und auhiz'schaug'n ins weite Hoamatland.
Mir wird die Brust so eng, mir wird das Herz so voll,
I stoß an Juhlshroa aus, daß's von der Felswand hallt:
Hoamatstädtl, Hoamatlandl,
Ja du mei Kopfstoa bist mei all's!

Und wenn vom Stripsejoch die Sonne strahlt,
Mit leisem Morgenrot die Felsen malt,
Wenn aus dem Geisterschloß die Nebel flieh'n
Und droben Herden läutend zieh'n
Und leiser Vogelsang erwacht ringsum im Wald,
Hoch von der Alm der Sem'rin Gruk erhallt:
Hoamatstädtl, Hoamatlandl,
Ja du mei Kopfstoa bist mei all's!



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D. u. Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, Juli 1933

Nummer 7

Erinnerungen an Kufstein.

August Sieghardt, Nürnberg,
ehemaliger Schriftleiter des „Tiroler Grenzboten“.

Kufstein, die romantische Grenzstadt zwischen Bayern und Tirol, das vielgepriesene Eintrittstor zum tirolischen Alpenparadies, pflege ich heute noch mit Stolz als meine zweite Heimat zu bezeichnen. Denn dort habe ich als junger Mensch die schönsten Jahre meiner Jugend verlebt, Zeiten, die mir fürs ganze Leben unvergesslich sein werden. Ich bin daher recht froh, daß ich in nachstehendem Aufsätze davon plaudern und mir von all den vielen herrlichen Eindrücken einiges vom Herzen schreiben kann, natürlich nur in Dingen, von denen ich annehmen kann, daß sie den Leser interessieren.

Also: Gesehen habe ich das liebe Stadtl zum allererstenmal im Sommer des Jahres 1908, da ich als 20jähriger bergbegeisterter und naturfroher Wanderer auf dem schmalen Felsengrat des Brunnsteins stand und meine Blicke in tiefer Sehnsucht über die stolzen Firne der Tiroler Alpenwelt glitten. Die Schau auf das majestätische Kaisergebirge, zu dessen Füßen ich Kufstein mit der Festung ausgebreitet sah, der Gedanke, daß diese Stadt „schon in Tirol“ liegt, das Wort „Tirol“ an sich schon, übten auf mich eine derartige Wirkung aus, daß ich — ungeachtet meines durch die zwölfstägige Urlaubsreise bereits arg zusammengeschnittenen Geldbeutels — von dort oben aus den Entschluß faßte, die letzten zwei Tage meinesurlaubes in Kufstein zu verbringen. Ueber den Kurzenwirt und den Sechsteer wanderte ich denn auch noch am gleichen Tage hinein ins Land Tirol, nach Kufstein. Mein Quartier nahm ich im Hause Blachfelner am Oberen Stadtplat, wohin man mich vom vollbesetzten Hotel Egger aus verwiesen hatte. Der Eindruck, den ich von der Stadt und ihrer Umgebung damals gewonnen hatte — ich wanderte natürlich gleich am nächsten Tag ins Kaisertal bis zur Strips — war so stark, daß er in mir eine tiefe und innige Liebe zu dieser Stadt und

ihren Bewohnern hervorrief und ich mit einer unendlichen Sehnsucht von Kufstein und seiner herrlichen Bergwelt schied.

Drei Jahre später führte mich ein glückliches Schicksal wieder nach Kufstein. Diesmal in anderer Mission. Ich hatte eine Stellung als Schriftleiter beim „Tiroler Grenzboten“ (Verlag Ed. Poppo) angenommen. Mit welchen Gefühlen ich damals — es war am 5. September 1911 — im Kufsteiner Schnellzug saß, kann ich kaum sagen. Mir war's, als führe ich schnurgerade in ein Glück hinein. Diese Vorahnung hat sich denn auch erfüllt, denn die 11 Jahre, die ich in Kufstein zubachte, waren wirkliche Glücksjahre. Bei blendend schönem Herbstwetter traf ich in Kufstein ein, zu einer Zeit, da im Stadtl noch lebhafter Fremdenverkehr herrschte. Der Empfang in der neuen Stellung war überaus sympathisch, wie mir das Gehaben der einheimischen Bevölkerung, ihre Sprache und ihr herzlicher, gemütlicher Ton überhaupt ungemein gut gefielen. Schon am ersten Tage meines Aufenthaltes stand ein Entschluß in mir fest: von diesem entzündenden Stadtl bringt mich unter zehn Jahren keiner heraus! Ein Vorsatz, den ich auch gehalten habe.

Meine erste Sorge nach der Ankunft in Kufstein war — das Eintreffen meiner Lederhose! Denn als ich sah, daß hierzulande jeder zweite Mensch in der „Kurzen“ geht, hielt ich's im Stadtl nicht lange mehr aus. Das feste Tragen der alpenländischen Kluff war für mich ein Hauptgrund, daß es mir in Kufstein die elf Jahre so gut gefiel. Die Einheimischen kannten mich auch meist in diesem „Gwand“, wie ich überhaupt als fanatischer Bergsteiger und Waldläufer verschrien war. Die Tiroler Berge waren ja letzten Endes eine Hauptursache meiner Uebersiedlung nach Kufstein.

Meine Junggesellenwohnung bezog ich außerhalb der Stadt, in der dorf-ländlichen Einsamkeit der Villa Langer zu Mitterndorf. Von meinem Balkonzimmer aus hatte ich einen wunderbaren Blick auf das Unterinntal bis

hin auf zu den Stubai-er Gletschern, aufs Kellerjoch bei Schwarz, auf die Gratspitze bei Brixlegg, auf die Wildschönauer Berge, auf den Pendling und zum nahen Winterkopf, aus dessen Waldbestand das Rauschen eines Wasserfalles melodisch zu mir herüberklang. Für einen Schriftsteller und Zeitungsschreiber also eine ideale Wohnstätte! Auch mit der Hausfrau hatte ich Glück: ich wohnte nämlich bei der Familie Anton Karg d. J., deren Senior der berühmte Mitterschließer des Kaisergebirges und Vorstand der Alpenvereinssektion Rufftein war. Bei letzterer wurde ich natürlich sofort Mitglied. In den ersten Tagen meiner Tätigkeit in der Redaktion des „Tiroler Grenzboten“ hatte ich auch Gelegenheit, den schon damals berühmten Ruffsteiner Alpinisten Franz Nieberl kennen zu lernen, von dessen kühnen Taten ich schon viel gelesen hatte. Leider war der Anlaß unserer ersten Begegnung kein freudiger; er kam in meine Redaktion, um den Tod seines jüngeren Bruders Sepp zu melden, der am Guffert im Achenseegebiet durch Absturz tödlich verunglückte.

Mein Beruf als Schriftleiter brachte mich naturgemäß sofort mit den maßgebenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Verbindung. Wenn ich von diesen plaudere, so muß ich in erster Linie den Ruffsteiner Bürgermeister Josef Egger erwähnen, einen Mann, dessen fortschrittlicher Geist, dessen Arbeitskraft und Energie, dessen Weitblick und Fürsorge für die ihm anvertraute Stadt ich nicht genug bewundern konnte. Er galt als der reichste Mann nicht nur in Ruffstein und im ganzen Unterland; wer ihn aber sah, wie einfach und schlicht er lebte, wie er — obwohl Besitzer des komfortablen Hotels Egger — am liebsten in einer einfachen bürgerlichen Gaststätte bei biedereren Bürgersleuten saß und beim Morgengrauen meist schon wieder auf den Beinen war, um sich in seinen zahlreichen Betrieben umzusehen, der mußte vor diesem freundlichen Manne, vor diesem echten Tiroler von altem Schrot und Korn Hochachtung haben. Josef Egger war es auch, der für die Entwicklung Ruffsteins zur Fremdenstadt — soweit sie es nicht bereits gewesen ist — bahnbrechend gewirkt hat. Es würde zu weit führen, hier aufzuzählen, was er in dieser Hinsicht alles tat, wie er sich für die verkehrspolitischen und alpinen Interessen Ruffsteins und des Kaisergebirges einsetzte. Mit besonderer Liebe widmete er sich dem Ausbau der Thierleerstraße und der Wildbichlerstraße. Wegen letzterer fuhr ich mit ihm an einem prachtvollen Wintertage im Schlitten über Sachrang nach Schloß Hohenaschau zu der mir befreundeten Familie des Reichsrates Freiherrn Theodor v. Cramer-Klett, der ebenfalls ein eifriger Förderer des Wildbichler Straßenprojektes war. Josef Egger und der Verkehrsreferent der Stadt Ruffstein, Direktor Kemter, waren die Hauptfaktoren zur Förderung des Fremdenverkehrs in und um Ruffstein. Mit ihnen habe ich zehn Jahre lang auf diesem Gebiete zusammengearbeitet: war mir das Gebiet der Fremdenverkehrsförderung doch schon damals eine persönliche Angelegenheit. Mit Vergnügen denke ich da an die feierliche Eröffnung der neuerbauten Eibergstraße im Frühjahr 1912 durch den damaligen Statthalter von Tirol, den Grafen von Toggenburg. Der festliche Empfang, der uns da in allen Ortschaften zwischen Ruffstein—Ellmau—St. Johann in Tirol zuteil wurde, ist mir unvergänglich! Nicht lange danach wurde — dank den Bemühungen Kemters — die Autolinie von Ruffstein über St. Johann i. T. — Rißbühl über den 1300 m hohen Paß Thurn nach Mittersill im Pinzgau eröffnet. Ich machte die Eröffnungsfahrt als Pressevertreter mit. Als da auf der Bahnhöhe die Schnee- und Eisfelder der Hohen Tauern im flimmernden Sonnenglanze vor mir lagen, da wußte ich so recht, was es heißt,

beruflich nach Tirol verschlagen zu werden. Ich hätte mit keinem König getauscht, so hingerissen war ich von dem unvergesslichen Anblick der Salzburger und Tiroler Alpenwelt. Bei der Bräu-Rupp in Mittersill entwickelte sich an diesem Tage echt alpenländische Gemütlichkeit. In Punkt Gastfreundschaft, Aufmachung, Sauberkeit und freundlicher Bedienung lernte ich in Tirol und auch im nahen Salzburg wahre Musterbetriebe kennen.

Einer der sympathischsten Menschen war mir in Ruffstein der mehr als 80jährige „Vater Karg“, der bereits genannte Vorstand der Alpenvereinssektion, der treue Freund Stefan Hoersfarters und Mitterschließer des Kaisergebirges. Er kam oft in seiner Bergkluft herüber in meine Redaktion, um mit mir über alpine Dinge zu plaudern. Mit Ehrfurcht hingen da oft meine Augen an seinem Munde, der in launiger, oft spähhafter Form so interessante Begebenheiten aus der alten Zeit „Kopfstoans“ zu erzählen wußte. Seine Schilderungen aus der ersten Erschließungszeit des Kaisergebirges, von seinen Bergfahrten im Kaiser, hatten mich stets gefesselt und ich habe auch vieles, was mir der gute Vater Karg erzählt hat, niedergeschrieben und in Druck gegeben. Alpine Aufsätze schrieb ich überhaupt mit Vorliebe, und die Zahl derartiger Feuilletons, die ich im „Tiroler Grenzboten“ und anderswo veröffentlicht habe, geht in die Hunderte.

Ich verstand mich auch vortrefflich mit dem Bauernvolk des Unterinntales, mit Holzknechten, mit Sennern und Semmerinnen, sowie mit Jägern und Bergführern. Mit denen war ich auf dem Duzfuße, und wo ich anklopfte, wurde mir immer herzlich aufgetan. Auf diese Weise wurde mir von diesen einfachen Menschen auch viel erzählt, was ich literarisch wieder verwenden konnte. Oftmals haulte ich in der versteckt liegenden Jagdhütte beim Jaga-Toni oberhalb Hinterbärenbad, mitten im Felsgeschroß und in der majestätischen Großartigkeit des Wilden Kaisers. Mehr als hundertmal bin ich werktags abends mit Rucksack und Lederhose hineingewandert, um den Abend und die Nacht auf einer der traumlichen Hütten zu verleben. Der Beitenhof, der Pfandlhof, dann Vorderkaiserfelden, Stripfenjoch, Hinterbärenbad, die Kaindlhütte mit den herzlich-lieben Wuchleuten sahen mich ungezählte Male als einen allzeit fröhlichen und humorvoll gestimmten Gast. Eine Mondnacht im Kaisertal aber war für mich der Gipfel alpenhaften Erlebens!

Von den Persönlichkeiten, die mir während meiner Ruffsteiner Zeit besonders nahestanden, erwähne ich noch den inzwischen verstorbenen Stadtverwalter Anton Schluifer, einen treuen Freund Martin Greifs, den Hotelier Greiner vom Hotel Egger, die Edschlößwirtin Noder, die Familie Hans Reisch und die biedereren Wirtsleute auf der Hinterdux, Fankhauer. Martin Greifs Tod, der am 1. April 1911 in Ruffstein erfolgte, hatte ich als Journalist in Bamberg am Telephon als Meldung entgegengenommen. Der „Papa Greiner“, wie man den Egger-Hotelier kurzweg nannte, war das Spiegelbild eines biedereren Hotelwirtes. Er und seine ganze Familie waren bei den Fremden und Einheimischen außerordentlich beliebt und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Familie Greiner als eine der Pioniere des Fremdenverkehrs in Ruffstein und Tirol überhaupt bezeichnet. Die vorbildliche Wirtschaftsführung der Familie Greiner im Hotel Egger hat Ruffstein in aller Welt beliebt gemacht. Das gleiche kann auch von der Edschlöß-Wirtin, der im Jahre 1928 leider verstorbenen Frau Agnes Noder, gesagt werden. Diese prachtvolle, kerndeutsche Frau von echtem Tiroler Schlag (sie stammte aus dem Stubaital) war sicher eine der besten und beliebtesten Wirtinnen Tirols. Wer bei ihr einkehrte, ob es nun ein Wiener Kommerzialrat, ein Münchener

Professor oder ein Tierseher (Thierseer) Bauer war, der fand bei Frau Koder in der so wunderschön gelegenen Ed am Fuße des Thierberges allezeit eine geradezu familiär-herzliche Aufnahme — und Portionen, die sich sehen lassen konnten. In der Ed durfte keiner hungrig aus dem Hause gehen. Die Gutherzigkeit und Aufmerksamkeit der Edschlößlwirtin gegen ihre bekannten Gäste kannte keine Grenzen. Man wird diese liebe Frau, wie auch Papa Greiner und dessen kleine, liebenswürdige Gattin, die ebenso rührend um das Wohl der Gäste besorgt war, in Rufftein nicht vergessen! Von den anderen Persönlichkeiten, mit denen mich Freundschaft oder Gelinnungsverwandtschaft verband, nenne ich noch den verstorbenen Ehrenbürger der Stadt Rufftein, Professor Dr. S. M. Prem, den berühmten Literaturhistoriker, dann den heute noch aufrecht unter uns weilenden, um die Erforschung des Unterlandes hochverdienten Kulturhistoriker Schulrat Prof. Rudolf Sinwel in Mühlau bei Innsbruck, den zur Zeit in Jenbach lebenden Volkschriftsteller und Humoristen Ludw. Weg und den in Kiefersfelden als Marmorarbeiter schaffenden lyrischen Volksdichter Ludwig Dintner.

Im Hotel Auracher am Unteren Stadtplatz, wo ich jeden Nachmittag auf kurze Zeit zu meiner gewohnten Tasse Kaffee erschien, war ich sehr oft mit dem Sohne des berühmten Münchener Dichters Ludwig Steub, dem damaligen i. g. bulgarischen Generalkonsul Steub, und seiner jugendlichen Tochter Marie zusammen. Ueber den Dichter Steub, den „Pfadfinder von Tirol“, habe ich vieles geschrieben, um ihn in Tirol nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Mit Konsul Steub wohnte ich u. a. der Feier des 100. Geburtstages des Dichters Ludwig Steub in Brixlegg bei. Auch in der Sebi bei Niederndorf und am Feurigen Tagelwurm habe ich mit Steub manchen schönen Abend verlebt. Mit der Anbringung einer Steub-Gedenktafel am Wirtshaus in Sebi ging auch ein lange gehegter stiller Wunsch des Dichterlohnes in Erfüllung.

Mit den Besitzern der um Rufftein und im Unterinntal liegenden Schlösser und Burgen stand ich ebenfalls in freundschaftlichem Verkehr; ist mir doch heute noch der Besuch eines derartigen altherwürdigen romantischen Bau-denkmals ein unvergleichlicher Genuß. Gute Freundschaft hielt ich auch stets mit den Ruffteinern und den anderen Unterländer Schützen, wenn ich auch selbst den Stutzen nicht in die Hand nahm. Sehr begeistert war ich stets für die Altiroler Trachten. Hier konnte ich mich nicht genug sehen. Ein Fronleichnamstag in Brixlegg, im Alpbachtal, in der Wildschönau oder im Zillertal war für mich stets schon der wunderbaren Trachten wegen ein Erlebnis. Auch die Passionsspiele in Brixlegg, Erl und Thiersee machten auf mich in ihrer schlichten, natürlichen Darstellung durch Laienspieler einen starken Eindruck.

Durch meinen Beruf als Schriftsteller hatte ich auch die Pflicht, mich um die Persönlichkeit der im Kaisergebirge tödlich verunglückten Touristen zu kümmern. In dieser Beziehung habe ich viel Herzeleid und Kummer mit ansehen müssen. Meist ging ich den Bergführern und Trägern, die die in einem Sack verpackte und mit Laichen gezielte Leiche aus dem Kaisertal zum Friedhof brachten, bis Sparchen entgegen, um von ihnen den Ausgang des Unglückes zu erfahren. Schredlich war der Augenblick, wenn der oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Körper in der Totenkammer ausgepackt wurde, schredlich die Stunde, wenn man mit den herbeigeeilten untröstlichen Angehörigen des oder der Abgestorbenen am offenen Grabe stand! Einmal passierte es mir, daß ich

auf einer Abendwanderung nach Hinterbärenbad ein junges Fräulein aus München als Alleingeherin traf. Wir machten den Rest des Weges bis zur Hütte gemeinsam, und da erfuhr ich, daß das Fräulein am nächsten Tag am Stripsenjoch seinen Bräutigam treffen wollte. Er war Apotheker in Rißbüchel und schrieb ihr, daß er die Karlspitzen erklettern werde. Das Mädchen war von einer unerklärlichen Angst befallen, es fürchtete immer, ihrem Bräutigam könne auf dieser Tour etwas zustoßen. Als wir am nächsten Tag gemeinsam am Stripsenjochhaus ankamen, trug man eben eine Leiche ins Haus; es war der Bräutigam des armen Mädchens, der an der Karlspitze tatsächlich durch Absturz den Tod gefunden hatte

In der näheren Umgebung Ruffteins bevorzugte ich auf meinen alltäglichen Spaziergängen besonders die Hinterdux, wo die freundliche Familie Janthausler als Wirtsleute hausten, und den Thierberg, wo ich in der Regel mit dem in der Ruine wohnenden Einsiedler, dem Berger Hans, plauderte. Der Thierberg-Einsiedler war mir sehr zugetan, denn er bekam von mir die abgelegten Kleider, die er gegen Lebensmittel u. ä. eintauschte.

Einen Höhepunkt weltlicher Freuden bedeuteten für mich in Rufftein stets die Oster- und Pfingstfeiertage und die Urlaubszeit. Sie wurden zu ausgedehnten Fahrten und Touren ins Innere des Landes benützt, und so kam es, daß ich im Laufe der Jahre fast alle Täler und Winkel Nordtirols kennen lernte. Ich konnte mich an der alpinen Schönheit dieses einzigartigen Landes nicht sattsehen und pries mich selbst als einen der glücklichsten Menschen, daß ich den Vorzug hatte, in diesem Lande zu wohnen. Von Bergespizel zu Bergespizel, von Tal zu Tal, von Hütte zu Hütte führten mich meine Wanderungen, wie es ja auch selten einen Samstag und Sonntag gab, da ich nicht den Rucksack auf dem Buckel trug. Während der Kriegszeit waren die Wanderungen allerdings mehr von materiellen Gesichtspunkten diktiert, denn die Lebensmittelnot war da, besonders im Jahre 1916/17, derart, daß ich z. B. fast alle Sonntag von der Wildschönau aus über das „Sösl“ ins Zillertal — oft bis Zell a. Z. — lief, nur um dort ein paar Laiblein Brot zu ergattern. Im Bahnhofe zu Jenbach durfte man sich damit freilich nicht sehen lassen, sondern man mußte von Schlitters über Fügen zu Fuß nach Brixlegg oder Rattenberg laufen. Im Kaisertal traf ich zu jener Zeit fast keine fremden Menschen an, und mein Mittagessen in den Schutzhütten war mehr als einmal nichts weiter als eine Pfanne „Türkenloch“.

Mit ein Hauptgrund, daß mirs die elf Jahre im Kopfsloaner Stadtl so gut gefiel, war auch der, daß das ganze Jahr über ein überaus starker Fremdenverkehr herrschte, der das Leben ungemein interessant und anregend gestaltete. In den Zeiten der österreichischen Inflation war er allerdings weniger angenehm. Hier wurde das Städtchen oft von den bayerischen Nachbarn geradezu überschwemmt, eine Erscheinung, die während der deutschen Inflation allerdings von den Ruffteinern im benachbarten Bayern durch gleiches vergolten wurde . . .

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Rufftein von jeher ein Hort des deutschen Gedankens gewesen ist. In meiner beruflichen Tätigkeit hatte ich bei zahllosen völkischen Kundgebungen Gelegenheit, das festzustellen und in dieser Hinsicht wirklich erhebende Stunden zu erleben. Unzählige Male bin ich mit Gästen aus dem Deutschen Reich und unter dem Vorantritt der schneidigen Ruffteiner Musikkapelle (die der gute alte Greiderer Silvester glänzend zu dirigieren verstand!) vom Bahnhof in die festlich geschmückte Stadt hineinmarschiert, während von

allen Seiten stürmische Heilrufe den fremden Gästen entgegenhollen. Ich kenne keine Stadt in Tirol von der Größe wie Ruffstein, in der die Begeisterung solche Höhe erreichte, wie hier. Die Bedeutung Ruffsteins als Grenzstadt ohne seelische Grenze, als Eingangstor zum Lande Andreas Hofers, dessen mächtiges Denkmal von der Höhe des Kalvarienberges ergreifend ins Land schaut, als Stadt, in der der Gedanke der Befreiung Südtirols in den Jahren seit dem Kriege symbolischen Ausdruck gefunden, kam in all diesen Rundgebungen mächtig zum Ausdruck. Es gehört mit zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens, diese Zeit in Ruffstein miterlebt zu haben.

Während der Jahre 1920—1922 lebte ich aus beruflichen Gründen teils in Ruffstein (wo ich inzwischen in der Villa Wagner an der Bienenauerstraße und später in der Villa Reitenberger in der Maximilianstraße Wohnung genommen hatte), teils auf der Fraueninsel im Chiemsee. An einem stürmischen Novembertage des Jahres 1922 verließ ich die geliebte Stadt endgültig, schweren Herzens ob der hier gelebten glücklichen Zeit, und doch wieder frohen Gemüts, weil mir in meiner Vaterstadt Nürnberg das Glück der Ehe bevorstand. Als ich im Zuge nach München saß und die alte Feste Geroldsdied im Schneesturm versank, da wußte ich, daß einer der schönsten Abschnitte meines Lebens zu Ende gegangen war . . .

Ruffstein aber, die liebliche Stadt am Inn, die inzwischen zu einem der modernsten und zugkräftigsten Fremdenverkehrsplätze Tirols, ja Oesterreichs, emporgestiegen ist, wird in meinem Herzen zeit lebens einen bevorzugten, einen Ehrenplatz einnehmen als Stätte meiner zweiten Heimat, die ich mit dem Ausdruck des Stolzes und des innigsten Dankes nenne, und in die ich immer wieder glückstrahlend, nicht ohne ein Gefühl leiser Wehmut, zurückkehren muß!

Der Schneehase.

Was ist ein Schneehase? „Ein Schneehase,“ — ich sehe so manchen wohlgefällig lächeln — „ein Schneehaserl ist ein Schihaserl, fester Schianzug, schiefe Mütze, braunes Gesicht, Spitzbubenaugen und Schi.“ Das ist aber weit danebengeraten, denn: 1. soll es überhaupt nicht mehr viele sogenannte „Schihaserln“ geben, und 2. ist ein Schneehase etwas ganz anderes.

Der Schneehase ist ein richtiger Hase, im Sommer grau wie alle Hasen, im Winter weiß mit schwarzen Augen und Ohrenspitzen, auf weidmännisch: mit schwarzen (nicht roten, wie mir einmal ein „Jäger“ weismachen wollte) Lichtern und Löffelenden. Er liebt die Berge wie wir, und da ihn kein Büro und keine Verpflichtungen ins Tal binden, lebt er im Sommer in den Bergen und im Winter auch, sein „Reich ist die sonnige Höh“. Er ist ein echter und begeisterter Bergsteiger, allerdings einer vom alten Schlag, von Seil- und Mauerhakenarbeit hat er keine Ahnung und auch im Winter macht er alles zu Fuß. Nur in einem Punkt hält er es mit dem Neuzeitlichen: beim Rucksacktragen. Er trägt nämlich nicht nur ungern, sondern überhaupt nicht, und da ihm Mutter Natur auch die Westentasche zugenäht hat, ist das sehr peinlich. Er kann keine Geldbörse einstecken und muß deswegen — wie mancher Bergsteiger mit Börse aber ohne Geld — zum Leidwesen der betreffenden Pächter an den Hütten vorübergehen und ein Freilager beziehen. Aus dem gleichen Grund ist er wohl Vegetarier geworden.

Der Schneehase hat aber auch Sinn für das Sportliche und veranstaltet hier und da Wettläufe im Schnee. Aber nicht mit Leinwand, o nein, sondern mit Hunden, und zwar mit Jagdhunden, und dann geht's nach dem jeweiligen Stand der Jäger in gegenteiliger Richtung zick-zack bergauf oder bergab. Und der Schneehase hat meistens die schnelleren Beine bezw. Läufe. In unserem Zoo (Schlafzimmer) ist auch so ein Schneehase, doch ich muß ehrlich sagen, zum Ausstopfen eignet er sich nicht. Die sonst so weichen rosa Löffel stehen edig und steif gegen Himmel bezw. die Zimmerdecke, und die hübschen, klugen Bächter könnte man mit der Knopfgabel poken. Außerdem hätte an seiner statt leicht noch ein Auerhahn Platz. Es ist also ganz recht, daß der Schneehase so schnelle Beine hat.

Das war also der Schneehase, ein feiner Kerl. Aber einen Fehler hat er doch; er sollte sich bei einer Begegnung am weißen Berg ein bißchen zwischen den Löffeln traulen lassen. Das habe ich noch nie fertig gebracht, und ich täte das so gerne. E. N.

Hochwald-Morgen.

Von Sepp Zangenfeind, Ruffstein.

Noch schläft der Tag. Kein Ast regt sich,
Kein munt'res Finkenplauschen,
Bergtotenstille rings um mich,
Aus Tiefen Wildbachrauschen . . .

Da küßt den Wald der Frührotschein,
In Sonnengold verfunken
Erglüht der Fels wie Marmelstein
Und sprüht rotguld'ne Funken.

Sie hüpfen hin auf Zweig und Ast,
Hinan am grauen Stamme,
Da leucht't der ganze Bergwald fast
Wie eine einz'ge Flamme!

Und immer mehr dringt Licht herein,
Gar in das tiefste Dunkel,
Da wirkt nun Mutter Sonn' hinein
Ihr goldigstes Gefunkel.

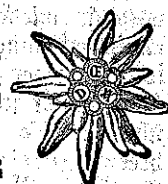
Den großen, grünen Tannensaal
Füllt Leben, Lust und Wonne,
Waldböglein singen den Choral
Vom Siegeszug der Sonne!

Bücherschau.

70 Jahre im Rucksack, die Bergfahrt meines Lebens. Unter diesem ansprechendem Titel schrieb der frühere Direktor der Alpenvereinsbücherei Dr. A. Dreger die Erinnerungen seines tätigen Lebens nieder, das ihn mit einer Reihe bestbekanntester Bergsteiger und leitender Männer im Alpenverein sowie mit alpinen Schriftstellern und Künstlern zusammenführte, ebenso aber auch mit anderen Persönlichkeiten im Münchener Kulturleben der letzten Jahrzehnte, besonders mit Dichtern und Gelehrten. Das etwa 120 Seiten umfassende Buch soll im Verlag Anorr & Sirth in München erscheinen, wenn genügend Bestellungen darauf vorliegen. Preis gebunden jetzt nur RM 2.20. Bestellungen sind zu richten an den Verfasser Dr. A. Dreger, München, Minnillerstraße 13/III.



Mitteilungen der Sektion Kuffstein des D.u.Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kuffstein, August 1933

Nummer 8

Hans Pfann — ein Sechziger.*)

Am 4. August 1933 wird Hans Pfann 60 Jahre alt. Dieser „beste deutsche Bergsteiger unserer Tage“ ist nicht Mitglied unserer Sektion Kuffstein, aber er steht in so enger Verbindung mit unserem Kaisergebirge, daß ich diesen Tag nicht vorübergehen lassen möchte, ohne in Freude und Anerkennung dieses gewaltigen Meisters in Fels und Eis zu gedenken und ihm zuzurufen: „Lieber Hans Pfann, dich grüßt der alte Kaiser, dem du so manches Berggeheimnis entriszen hast.“

Wer ihn von uns nicht kennt, dem sei verraten, daß er mehr als 1000 Gipfel in drei Weltteilen erstiegen hat, daß er in den Alpen auf 133 Viertausendern gefanden hat. Und für unsere Jungen, die das auch wissen sollten, will ich einen Auszug bringen aus dem, was er im Kaiser „geleistet“:

Lotensessel, 8. Besteigung, 25. Juni 1895. — Totenkirchl (Zottkamin), 43. Ersteigung, 26. Juni 1895. — Hintere Karllspitze, 1. direkter Aufstieg aus dem Schneeloch zur Winklerscharte, 28. Juni 1896. — Totenkirchl, 8. Ueberschreitung zur Winklerscharte, 27. Juni 1897. — Fleischbank, 1. Ersteigung über den Nordgrat, 1. Ueberschreitung zum Schneeloch, 9. Juni 1898. — Totenkirchl (Rundtur ums Schneeloch), 10. Ueberschreitung zur Winklerscharte, Fleischbank, 1. Abstieg über den Nordgrat, 17. Juli 1898. — Predigtstuhl, 2. Durchkletterung des Bohongtamins mit neuem Aufstieg, 27. Juli 1898. — Treffauer, 1. Ersteigung über die Ostwand, 1. Juni 1899. — Lärched, 1. Ersteigung über den Nordgrat, 1. Ueberschreitung, 10. Oktober 1900. — Törlwand, 2. Ersteigung, 7. Juni 1901. — Totenkirchl, 1. Ersteigung auf dem Fünferweg (richtig 2. Ersteigung auf dem Heroldweg), 1. Doppelüberschreitung zur Winklerscharte, 2. Aufstieg über den Südostgrat, 11. Juli 1901. — Kleine Halt, 1. Ersteigung über die vollständige Nordwestwand, 12. Juli 1901. — Bauernpredigtstuhl, 1. Ersteigung durch Südwestflucht und Nordostwand des Gipfels, 1. Ueberschreitung, 15. Juli 1901. — Totenkirchl, 1. Durchklette-

rung des Pfanntamins, 1. November 1901. — Predigtstuhl-Hauptgipfel, Mi-Rinne, 13. Juni 1903. — Totenkirchl, Beteiligung an der 1. Durchkletterung des Klammerkamins, 10. Oktober 1908. — Törltürme, 1. Ersteigung vom Kleinen Törl, 5. Juli 1912. — Fleischbank, 3. Ersteigung über die Ostwand, 11. Juli 1912.

Ich glaube, diese Auswahl genügt, um zu rechtfertigen, daß uns Kuffsteiner Bergsteigern der Name Hans Pfann „etwas angeht“. Und diese Bergsteiger rufen ihm daher aus aufrichtigem Herzen zu: „Berg-Heil zum Sechziger!“

F. Nieberl.

Aus den Karnischen Voralpen.

Franz Nieberl.

Vom Glodenturm im Montanaiatal — es war eine der ersten Ersteigungen dieses abenteuerlichen Berges — waren wir herabgestiegen, hatten an seinem Fuße das Seil eingerollt und waren in die Valle Cimoliana gewandert; in Casera Meluzzo wollten wir nächtigen. Duzende von friedlich wiederläuenden Kindern lagen im Grase; in der dürftigen Almhütte regte sich nichts; wir bekamen während unserer Anwesenheit kein menschliches Wesen zu Gesicht. Um übrigens bei der Wahrheit zu bleiben: etwas regte sich doch in der Hütte. Raum war Klammer auf der Suche nach einem Kochgeschirr in den düsteren Raum eingetreten, als er sich schon wütend im Nacken kratzte, um im nächsten Augenblicke sich an die Beine zu fassen; schließlich scharrte er gar mit dem Rücken am Türbalken wie eine Kuh, die sich das Fell reibt. „Ich glaub', da gibt's Flöhe, murmelte er und warf spinnigste Blicke durch das armselige Gemach. „Sawohl,“ sagte ich gelassen im Bewußtsein meiner alpinen Belesenheit. „Hättest du dich im einschlägigen Schrifttum umgesehen, dann wüßtest du, daß Steiniger eine Beschreibung dieser schönen Gegend veröffentlicht hat, die mit den Worten schließt: „Auf Casera Meluzzo ist der Raum begrenzt, aber unbegrenzt ist die Anzahl der Flöhe.“ Mir ist so etwas von jeher gleichgültig gewesen; ich bin in der glücklichen Lage, nie etwas von den braunen Blutlaugern zu spüren, und ich bereitete daher ohne Beschwerde auf der offenen Feuerstelle den Tee, der durch die zeit-

*) Ein Bild von H. Pfann findet sich im Buch: 50 Jahre Sektion Kuffstein, Seite 180.

weilige Anwesenheit von Fichtennadeln und Ameisen nichts von seiner Schmachhaftigkeit verlor. Noch einmal raffte sich Klammer zu dem Versuche auf, im Türrahmen sitzend seine Abendpfeife zu rauchen. Er trieb das nur ein paar Minuten, dann riß er endgültig aus und erklärte grimmig schnaubend, lieber im Lago Meluzzo zu schlafen als in dieser Flohboxe. In meinem ausgeprägten Kameradschaftsgefühl mochte ich natürlich den Armen nicht allein lassen, und so schliefen wir in unseren Schlaffäden unter dem Schutze mächtiger Bäume, ein gutes Stück von der Almhütte entfernt, bis der Morgen graute. Dann graute leider auch uns: Finsteres Regengewölk jagte am Himmel dahin und die Berge staken verdrießlich im Nebel. Nach dem Morgentee, in dem zur Abwechslung diesmal kleine Harzstücker und Erdkrümchen schwammen, zogen wir das lange Cimolianatal hinaus. Unsere Absicht ging dahin, Calera Fontana zu erreichen und von da aus die Cima dei Preti (die Priester Spitze) über die Ostwand anzugreifen. Nach etwas einförmigem Marsche, größtenteils im Blockbett eines vertrockneten Wasserlaufes, an dessen Rändern großkörniges Edelweiß wuchs, gewannen wir gegen 8 Uhr den schönen Almgrund von Fontana mit zwei Blockhütten, wo wir wiederum als unbestrittene Machthaber hätten einziehen können. Leider stellte der Flohmagnet Klammer sofort wieder die Anwesenheit von Pullex irritans fest. Gleich nach unserer Ankunft brach ein heftiges Gewitter über das Tal herein. Der Regen hielt mit kurzen Unterbrechungen bis Mittag an, so daß für heute die Cima dei Preti ins Wasser gefallen war. Wir trösteten uns mit einem wohlverdienten Rafttag und beschloßen, nach Cimolais hinauszuwandern, um Brot einzukaufen. Außerdem wollte Klammer seiner hilfsbedürftigen Schube wegen einen Schuster aufsuchen. Am Himmel gewann das liebe Blau die Oberhand, und als wir mit ganz leichten Schnurfern das Tal hinauspilgerten, sahen wir im freundlichen Lichte, daß die Val Cimoliana ganz eigenartig schön sei. Immer am Ufer des grünschäumenden Torrente Cimoliana entlang schlängelt sich ein gut erhaltener Steig, der schließlich sogar in eine wohlgepflegte Fahrstraße mit steinernen Brückenbögen übergeht. Mitunter treten glattgeschleuerte, wassertriefende Felswände klammartig an den Weg heran; zuletzt weitet sich der Blick, die Felsenwalle weichen zurück und in der Ferne, halb verdeckt hinter Anhöhen, auf denen Mais und Kartoffeln wachsen, verrät uns ein schlanker Kirchturm das Bergdorf Cimolais. Die Häuser, in Braun und Grau gehalten, nur selten von grünen Reben umrankt, erwecken den gewohnt düsteren Eindruck italienischer Bergsiedlungen, der noch erhöht wird durch den ungeheuren, langweiligen Geröllstrom, den die Wildwasser hier zusammengetragen haben. Im Albergo „Alla Rosa“ fanden wir aber eine recht annehmbare Gaststätte, und als wir uns zur Wohnung des Calolaio durchgefragt hatten, wären wir vor Erstaunen fast umgefallen, als sich uns ein altes, verhußtes Männchen mit glänzendem Kahlköpfe und wildbuschigem Schnauzbart in gutem Deutsch zu Diensten stellte. Ganz außerordentlich zufrieden mit diesem Ausfluge, kehrten wir am späten Nachmittage wieder nach unserer Alm zurück, wo wir endlich die Prachtgestalten der Cima dei Preti umd der Cima dei Frati unverhüllt auffragen sahen. Hoffnungsfreudig krochen wir ab, hoffnungsfreudig krochen wir in die Schlaffäden — am anderen Morgen regnete es Bindfäden. Klammer, der nie sehr geduldig war, schimpfte über die — unsichtbare Cima dei Preti, an die wir unsere allerdings sorg bemessene Zeit verschwendeten. Ich dachte mir, daß bei solchem Wetter nirgends reine Freuden auf den Bergsteiger warten, und begann zu frühstücken. Dieses löbliche Beginnen fand, anfangs unter bedeutendem Geknurre, beim anderen Nachahmung, und so kam es, daß wir buchstäblich bis Mittag in einem Zug Tee, Glühwein und Suppen kochten und ungezählte

Pfeifen dazu rauchten. Als sich nachmittags ein paar freundliche Fleder im Wolkengrau zeigten, gingen wir auf Erkundung. Auf gutem, wenn auch steilem Steige, gelangten wir zu den reizend am Eingang in die Val Frassini gelegenen Hütten der Calera del Forcello. Entgegen einer Mitteilung in der österreichischen Alpenzeitung fanden wir die Alm nicht verlassen, sondern sogar bezogen, und nicht schlimmer als andere solche Plätze dieser Gegend. Dann bogem wir in das steile Tälchen Cantoni ab und stiegen zu ansehnlicher Höhe auf, mußten uns schließlich zu einem schlechten Quergang über plattiges Gestein und über ein grauig steil abziehendes Wildbachrinnsal mit zerfressener Randluft entschließen und saßen zuletzt auf einem begrünten Buckel, jedenfalls unserer Cima dei Preti gegenüber. Wir sahen aber an Stelle ihrer beharrlich abwesenden Ostwand nur die Ostwand des ihr vorgelagerten Nebels, der bloß die große Terrasse am Fuße der Wand frei gab. Daß sich unter diesen gemüthlichen Umständen ein Anstieg durch die verwickelt gebaute Wand nicht einmal mit den Augen fortsetzen ließ, ist begreiflich. Daß ich unter diesen Verhältnissen immer mehr boshafte Bemerkungen Klammers über Zeitverschwendung und dergleichen zu hören bekam und darob schließlich selbst in gelinde Wut geriet, ist ebenso begreiflich, denn wir gehörten damals, in der Zeit höchst gespannten Bergeifers, leider nicht zu jenen Beneidenswerten, die Zeit und Geld genug haben, zu warten, bis bessere Verhältnisse eintreten. So blieb uns nichts übrig, als den von den Erstersteigern schon erwähnten, aber nicht durchgeführten Zugang zur großen Terrasse als bequem begehbar festzustellen und wieder zu unserer Alm hinabzusteigen. Da bereiteten wir uns noch als letzte Tagesarbeit ein molliges Fichtenzweiglager und schliefen gut — am anderen Morgen lag der Nebel hundert Meter über der Talsohle. Jetzt wurde uns die Sache zu bunt. „Heute geht's irgendwo hinauf, und wenn's Schusterbuben regnet“, erklärte Klammer wütend. Ich hoffte zwar, daß wir vor derartig schweren Regentropfen verschont bleiben möchten, fühlte aber selbst eine Mischung von Wut und Latendrang in mir und pflichtete ihm sofort bei. Mit leichtem Gepäc wanderten wir wieder nach Forcello hinauf. Merkwürdigerweise stieg der Nebel mit uns fast im gleichen Schritte, blieb dann aber wieder über der großen Kalen-terrasse stehen, die wir gegen 8 1/2 Uhr auf dem gestern festgelegten Wege leicht erreichten. Hier unternahm ich zunächst eine kleine Erkundungsfahrt aufwärts, um bald einzusehen, daß der Nebel jegliches erfolgreiche Vordringen zu Falle bringen mußte. Ich schlug daher dem Gefährten vor, am Fuße der Steilwände entlang nordwärts aufzusteigen; so mußten wir ja doch auf irgend einen Gratpunkt gelangen. Längere Zeit ging es über steinbesäten Kalen, über Geröll und Blockwerk, schließlich über harten, schmuzigen Schnee steil empor, bis wir scheinbar auf einem schmalen Sattel standen. Jenseits strichen ungeheure Plattenlagen — ähnlich denen an der Kleinen Halt — in eine nebeldurchqualmte Tiefe, und gleich neben uns zu unserer Linken setzte ein scharfer, plattengepanzelter Grat an, der sich allerdings schon bald im Nebel verlor. „Der wird angepaßt! Der muß ja irgendwo hinaufführen!“ Klammer war einverstanden. Wir wechselten die Fußbekleidung, stopften die Genagelten in die Ruckläde und stiegen ein. Anfangs fast abweisend schwierig, näherte sich die Schneide wilden Ueberhängen. Wir verließen sie nach links und kamen nach kurzem Quergang durch Plattenrinnen, dann über brüchiges Gestein wieder auf den Grat und bald darauf zu einem kleinen, kunstlosen Steinmann. Wir untersuchten diesen und fanden zu unserem nicht geringen Erstaunen, daß wir soeben die dritte Ersteigung der Cima di Val Grap vollendet hatten. An die Namen unserer Vorgänger vermag ich mich nicht mehr zu erinnern; es waren Italiener.

Dieser Gipfel, den ich weder auf der Karte verzeichnet noch im Schrifttum erwähnt fand, war uns ganz wider Erwarten in den Schoß gefallen, aber er hat mit einem Schläge die gute Laune Kammers zurückgebracht, und auch ich war außerordentlich zufrieden. Ich hatte ihn anfänglich im Verdacht, er sei ein ganz untergeordneter Gratzaden, von Neulandjägern in den Rang eines Gipfels erhoben. Als sich aber einmal für kurze Zeit die Nebel lüfteten, sahen wir sogleich, daß wir auf einem stattlichen Berge mit zwei selbständigen Graten saßen; der südliche, der Cima dei Preti zugewandte, zeigte sogar ein sehr schneidiges Aussehen. Talblöde blieben uns leider verwehrt, aber der Aufenthalt war sehr angenehm, windstill und warm.

Ein Urlaub, wie ihn der Bergsteiger wünscht.

Loni Schedel, München.

Noch nie freute ich mich auf meinen Urlaub so wie auf den heurigen, da seit meinem Eintritt in das Reichsheer die Tage gezählt sind, wo man sich mit dem Klettern befassen kann.

Um so größer war dann die Freude, als unser großer Plan auf den Ortler Wirklichkeit werden sollte und ich am 4. September, einem schönen Sonntag-Morgen, mit zwei 40-Pfund-Rucksäcken sowie dem Fahrrad aus dem Münchener Hauptbahnhof hinausdampfte, Richtung Steinach am Brenner. Das Umsteigen in Ruffstein, Wörgl und Innsbruck war zwar mit meinem Ballast mühsam, aber um 10 Uhr bin ich dann doch glücklich in Steinach angelangt.

Hier wurde ich mit großer Freude von meinen erprobten Tourengeossen Franz und Alfred Hausstätter erwartet, zwei Berglern, die trotz ihrer Jugend schon eine große Anzahl der schwersten Klettereien hinter sich hatten. Mit Staunen vernahm ich, daß sie am Tage vorher von München bis Steinach, trotz ihrer auch nicht leichten Rucksäcke gefahren waren und hier im Zelt sehr gut geschlafen hatten. Vorausschiden möchte ich, daß mein Urlaub begrenzt war, wogegen meine Freunde leider auch zu jenen gehören, die ewigen Urlaub haben. Nachdem die Rucksäcke untergebracht waren, waren wir um 1/2 11 Uhr marschbereit, und mit dem Gefühl, neues Land und neue Berge kennen zu lernen, ging es zum Brenner. Nach einer halben Stunde Aufenthalt, wobei wir leider um 15 Lire für unsere Fahrräder erleichtert wurden, fuhren wir doch bei guter Laune weiter. Nicht lange dauerte es, da hatten wir das erste Mißgeschick, indem Turm „Franze“ beim Aufpumpen das Ventil brach, da das Rad umfiel und er die Pumpe nicht rasch genug wegbrachte. Alfred und ich fuhren dann in einem 50-Kilometer-Tempo nach Gossensaß hinunter und hatten auch bald für 8 Lire einen neuen Schlauch erstanden.

Nach einer Stunde kam unser Beschvogel und nach weiteren 10 Minuten waren wir wieder fahrtbereit und hatten die trostlose Stimmung bald überwunden. Ueber Sterzing, Brixen, Bozen im herrlichen Tal der Etsch fuhren wir noch bis kurz nach Terlan, wo wir im Heu eines Obstbauern übernachteten durften. Nach einem erfrischenden Bad in seiner Bewässerungsanlage legten wir uns dann schlafen und wurden erst wieder wach, als es uns nachts anlässlich eines sehr starken Gewitterregens mitten ins Gesicht regnete. Nachdem wir auf einen anderen Platz geflüchtet waren und bald wieder in Morpheus' Armen schlummernten, radelten wir um 6 Uhr früh nach Meran weiter. Als wir hier eine richtige Traubentour mitgemacht hatten, begann der anstrengendste Teil unseres Anmarsches, der Weg nach Spondinig. Ueber ungemein schlechte Straßen waren wir dann nach Schlanders gekommen und mußten

hier einen sehr steilen Berg „Schieben“; als er sich am Schluß verflachen wollte, brach mir infolge Ueberbelastung der Rahmen. Das war der schwerste Schlag unserer ganzen Reise. Nachdem wir vereinbart hatten, uns in Gomagoi wieder zu treffen, verließen mich meine beiden Freunde. Als ich sechs Stunden tatkräftig gearbeitet und wir abends um 9 Uhr (21 Uhr) beim Lichte meiner Taschenlampe das Rad zusammengesetzt hatte, fuhr ich, abermals um 32 Lire erleichtert, noch bis Prad. Am anderen Morgen ging's dann nach Gomagoi, und hier traf ich meine Genossen wieder. Wir ließen unsere Rösser dort. Mit dem ganzen Gepäc marschierten wir dann nach Sulden und sahen schon lange vorher einen hohen Berg, nicht ahnend, daß es der Ortler war. In Sulden angekommen, erblickten wir die Königspitze und konnten uns dann die übrigen Berge selbst dazudenken. Unser Ziel, die Hintergrathütte, ließen wir fallen und wandten uns zur früheren Schaubachhütte, wo wir 100 Meter tiefer einen passenden Lagerplatz gefunden hatten. Hier stellten wir unser Sixzelt auf, und mit der heruntergefallenen Tür, die einmal ein Häuschen für hinterlistige Zwede verschlossen haben mochte, bauten wir einen Raum für unsere ganze Ausrüstung. Mit dem Bau des Platzes und dem Essen fertig, schlug ich vor, uns die Hütte selbst anzuschauen. Oben angekommen, winkten uns sage und schreibe sechs weibliche Wesen von der Küche aus, wir möchten doch hereinkommen. Nachdem wir uns das nicht nochmal sagen ließen, baten wir den bekannnten Hüttenwirt Hans Binggera, ob wir uns die Hütte, die jetzt „Rifugio Città di Milano“ heißt, ansehen dürften. Als uns dies gestattet wurde und wir uns zum Gehen wandten, wurden wir von den sechs Damen solange bestirmt, bis wir versprachen, am anderen Tage unser Zelt hinter der Hütte aufzuschlagen.

Leider regnete es in der Nacht sehr stark, und da das Zelt nur für zwei bestimmt war, mußten wir sehr achtgeben nicht die Leinwand zu berühren, da sonst der Regen durchgegangen wäre. Am dann folgenden Tage brachten wir unsere ganzen Sachen an unseren neuen Platz und bekamen für die mitgebrachte Tür Stroh als weiche Unterlage für das Zelt. Auf den Vorschlag des Hüttenwirtes durften wir den Winterraum benutzen, so daß ich um 5 Lire darin schlief und wir kostenlos kochen konnten. Am Vormittag fing es wieder zu regnen an und wir waren froh, einen so angenehmen Aufenthalt zu haben. Als sich nachmittags das Wetter besserte, zogen wir aus, um an einer nahegelegenen Eiswand zu trainieren, da meine beiden Freunde als reine Felskletterer noch nie Steigeisen an den Füßen gehabt hatten. Der Erfolg war so gut, daß wir uns mit der Befriedigung, für unsere morgige Tour voll gerüstet zu sein, ins „Bett“ begaben. Um 1/2 4 Uhr wurden Franz und ich zugleich wach und stellten mit großer Freude fest, daß der Himmel endlich sternklar war. Während Franz Kaffee kochte, verteilten Alfred und ich die nötige Ausrüstung auf zwei kleine Rucksäcke, und um 1/2 5 Uhr ging es mit dem Plane, die Ueberschreitung von der Königspitze zum Ortler zu machen, los. Zuerst stiegen wir über eine Moräne und zwei apere Gletscherzungen zu jenem Firnsfeld, das zum Königsjoch hinaufzieht. Laut „Sochtourist“ ging es links vom Königsmandel durch eine feinschlaggefährliche Eisrinne hinauf, aber bei näherem Hinkommen gewahrten wir, daß der Hüttenwirt recht hatte, denn rechts vom Mandel zieht ein kleines Steiglein vom Kriege her hinauf, das noch dazu feinschlagsicher ist. Nach zwei Stunden am Königsjoch angekommen, sahen wir zu unserem großen Erstaunen, daß wir uns direkt inmitten des früheren Kriegsschauplatzes befanden. Einen Schutzhilf und einen noch gefüllten Gurt für Maschinengewehre sahen wir auf den aus Drahtgittern hergestellten Wällen. Das war aber nur der Anfang, denn im Laufe unserer Turen

Sollten wir aus dem Staunen nicht mehr herauskommen. In ziemlich leichter Kletterei ging es dann über die mit einer Eisglasur überzogenen Felsen auf die sogenannte Schulter und von hier über den abschließenden Schluffsteilhang zum Gipfel (3857 m), wo wir um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, also vier Stunden nach unserem Aufbruch, anlangten. Unsere Freude, auf unserem bis dahin höchsten Punkte wenigstens eine herrliche Aussicht zu genießen, wurde leider getrübt, da von Süden her Föhnwolken kamen und zeitweise den ganzen Berg einhüllten. Unter diesen Umständen wagten wir als Ortsunkundige nicht, an die Ueberschreitung zu gehen, und stiegen nach einer Stunde Aufenthalt wieder ab. Auf der Schulter angekommen, besserte sich zu unserem Aerger das Wetter, und darauf hin schlug der tatendurstige Franz vor, noch den Cevedale zu ersteigen. Ohne unsere Einwilligung abzuwarten, stieg er sofort die Eisrinne zum Cede-Gletscher ab, während Alfred und ich den im Neuschnee schwach ausgeprägten Steig zum Königsjoch verfolgten. Hier angekommen, gewahrten wir, daß der Grat zur Kreilspitze und zum Schrötterhorn nicht übermäßig schwer sein konnte, und beschloßen, ihn zu machen. Nach langem Zureden brachten wir Franz endlich von seinem Vorhaben ab, und er kam dann auch zu uns herauf, wobei sein Fuß an eine noch geladene Handgranate stieß. Nach 20 Minuten auf dem Gipfel der Kreilspitze (3383 m) angekommen, sahen wir zu unserem nicht geringen Erstaunen eine Lafette im Schnee begraben stehen. Von einem Führer erfuhren wir später, daß sie über die beiläufig 400 m hohe, steile Nordwand heraufgezogen worden war. In sehr reizvoller Kletterei brachte uns der brüchige Grat zu den beiden Gipfeln des Schrötterhorns (3389 m), wo wir etwas länger verweilten und Mittag machten. Nachdem wir hier die herrliche Aussicht voll und ganz genossen hatten, brachte uns der jetzt immer leichtere Grat in einer halben Stunde auf die Sulden Spitze (3380 m). Die Südseite dieses Berges mußte sehr stark von Artillerie bestrichen worden sein, da wir hier Zünder und Sprengstücke in großer Anzahl fanden. Wieder Neues sahen wir auf dem Zufallgletscher, der uns zum Eisseepaß brachte, wo noch der ganze Drahtverhau über den spaltenreichen Gletscher sich hinzog.

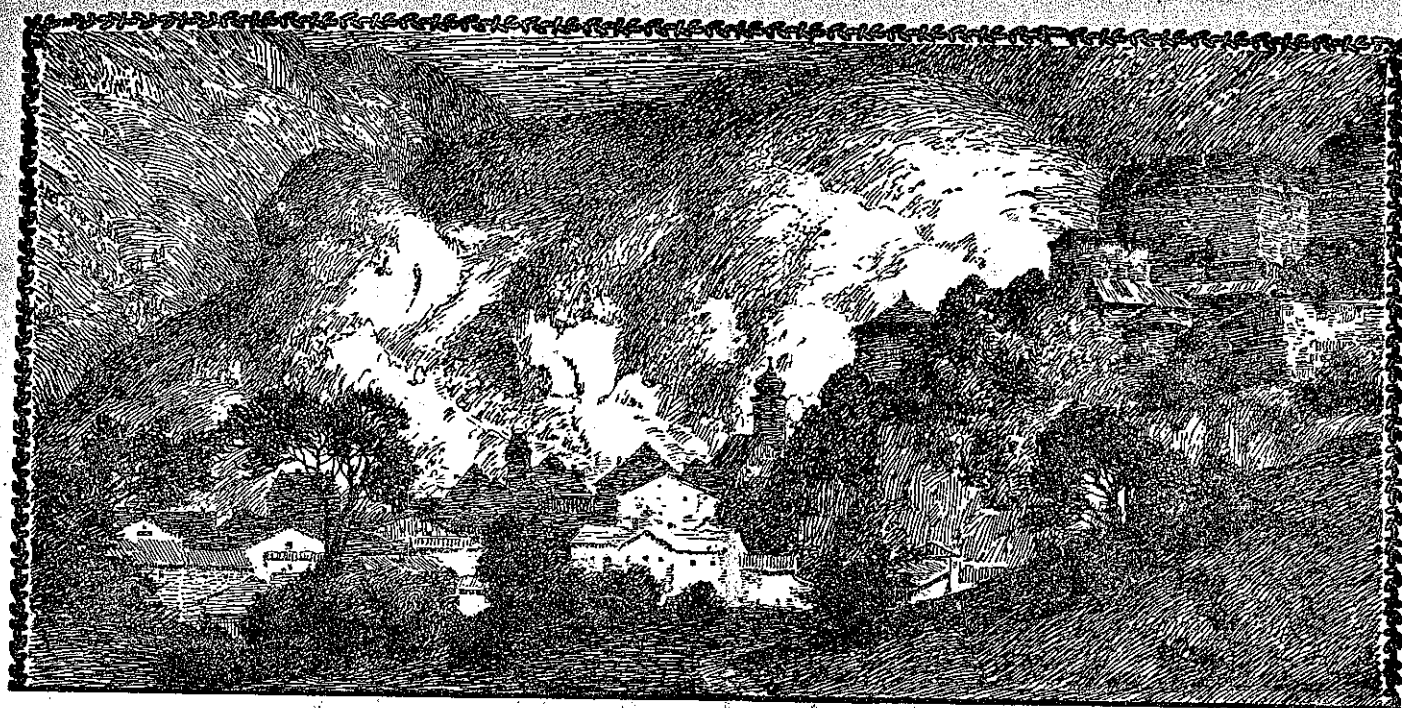
Ueber den sehr zerklüfteten Suldenferner gelangten wir dann sehr hungrig, aber doch voll Freude auf der Hütte an. Am Nachmittag vergnügten wir uns mit Mundharmonikaspiel und gingen früh schlafen, um für den morgigen Tag gut gerüstet zu sein.

Andern Tags in der Früh wieder dasselbe Wetter, und wir freuten uns schon, auf das Ziel unseres Urlaubes zu kommen. Unsere nassen Schuhe hatten wir zum Trocknen in die Küche gegeben, da aber die ganzen dienstbaren Geister Tags vorher die Schöntauererspitze erstiegen hatten, lag alles noch in tiefem Schlaf und wir hatten keine Schuhe. Nachdem wir fast eine Stunde das Schlafgemach derselben mit Steinchen bombardiert hatten, streckte endlich um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr Paula ihren Kopf zum Fenster heraus. Mit etwas viel Verspätung schlugen wir dann die Richtung zum Hochjoch an. Heute hatte „Turm Franz“ die Führung und brachte uns auf dem kürzesten Wege an den Fuß des Hochjoches. Da wir sogleich von Steinen begrüßt wurden und schon viel über die hier herrschende Steingefahr gehört hatten, suchten wir einen Weg, der frei von objektiven Gefahren war. Dieser war auch bald gefunden in einem Eisrücken, der anfangs fellig war und zwischen dem Hängegletscher, der vom Joch herunterzieht, und der Steinschlagrinne des normalen Weges zur Jochhöhe leitet. Anfangs ging es ganz gut, und als wir die Felsen hinter uns hatten, glaubten wir schon ge-

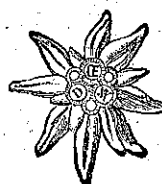
wonnen zu haben, hatten uns darin aber getäuscht. Die Steilheit des Eisanges, den wir mit den Eisen noch ganz gut begehen konnten, ging 200 m unter dem Joch in einen 55 Grad geneigten Hang über, der aus Wasser-eis bestand und uns sehr zu schaffen machte. Wir hielten uns immer auf auffallende Felsen zu, gewahrten aber erst als wir oben waren, daß es die zerstörte Hochjochhütte der Sektion Berlin war. Da wir hier die Hauptfacke hinter uns hatten, legten wir das Seil ab und waren nach einer halben Stunde über den wirklich sehr schönen Hochjochgrat um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr auf dem Gipfel des Ortlers (3902 m). Unvergeßlich wird mir diese Rundschau bleiben, und leider mußten wir um 4 Uhr aufbrechen, da es um 7 Uhr schon Nacht wurde. Wir schlugen deshalb Renntempo an und waren über Payer- und Tabarettahütte nach zweieinhalb Stunden in Sulden, wo wir noch eine Stunde tüchtig aßen. In einem Heustadel verbrachten wir die Nacht. Am anderen Tage war Rasttag, und nach einem erfrischenden Bade in einem Gletscherbache stiegen wir wieder zur Hütte auf. Da der Hüttenwirt zu Tal gestiegen war, ging es uns sehr gut und wir bekamen eine Flasche Wein und Essen kostenlos von der freundlichen Wirtstochter. Ein Führer erzählte uns dann seine Kriegserlebnisse im Ortlerabschnitte, und müde vom eifrigen Zuhören legten wir uns um 9 Uhr abends zu Bett.

Morgens war leider nebligtes Wetter, aber wir beschloßen trotzdem, den Cevedale anzugehen. Auf dem uns jetzt schon bekannten Wege stiegen wir über die Westwand der kleineren Zufallspitze und über den kurzen Grat zum höheren Gipfel (3762 m). Ein schöner Firngrat leitete uns dann zum Hauptgipfel des Cevedale (3774 m), wo wir besseres Wetter abwarteten. Da sich aber daselbe nicht einstellte, stiegen wir nach einer halben Stunde den gewöhnlichen Weg ab, wobei wir vom einsetzenden Regen noch tüchtig naß wurden. Auf der Höhe angekommen, feierten wir dann noch Abschied, da die Pflicht rief und der Urlaub sich zu Ende neigte. Ueber Nacht waren die Berge mit leichtem Neuschnee überzudert, und Franz, der uns immer für den alten Weg der Königs- spitze-Nordwand begeistern wollte, fand deshalb wenig Gehör. Er selbst wollte indes noch unbedingt etwas machen und ging dann allein über den kegelförmigen Nordgrat auf das Schrötterhorn (3389 m). Alfred und ich beobachteten ihn mit dem Fernrohr und stellten fest, daß es nicht gerade ein Spaziergang war. Nachdem Franz wieder bei uns war, verließen wir die gastfreundlichen Leute schweren Herzens und wanderten über Sulden nach Gomagoi zurück. Hier blieben wir bei sehr netten Leuten und schliefen zum ersten Male seit unserer Abreise wieder in einem Federbett, um für die Radreise gut bei Kräften zu sein. Andern Tags ging's dann in lausender Fahrt nach Brad hinunter und von hier über Spondinig und Mals bis an den Berg, der zum Reschenpaß führt. Hier mußten wir die Räder eine Stunde lang schieben, hatten dann aber eine um so herrlichere Abfahrt, dann über den Reschen- und Finstermünzpaß hinunter, ließen wir die Räder laufen was herausging. Durch das ungemein reizvolle Oberinntal kamen wir mittags nach Landed und fuhren von hier noch bis Imst zusammen. Hier trennten sich unsere Wege, denn Franz und Alfred fuhren über den Fernpaß mit dem Rad nach Hause, wogegen ich in Imst den Zug bestieg, der mich über Innsbruck noch bis in das liebe Ruffstein brachte. Nachdem ich die Nacht im Auracher Wöchl logiert hatte, fuhr auch ich nach Hause.

Unvergeßlich werden mir diese Tage bleiben, denn was wünscht man sich mehr im Urlaub, als schönes Wetter, gastfreundliche Aufnahme und die Bergerfolge, von denen man träumt. Und das alles hatten wir.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D. u. Ö. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, September 1933

Nummer 9

Aus den Karnischen Boralpen.

Franz Nieberl

(Schluß)

Da heroben einigten wir uns auch dahin, in Gottesnamen die Cima dei Preti aufzugeben. Dafür gewann ich den anderen für den Plan, den Duranno aufzuzuchen, dessen Südwandkamin es mir angetan hatte. Wer darüber lächeln will, der möge sich das Bild Reschreiters in der „Deutschen Alpenzeitung“ 1903/04, Seite 309, betrachten: „In der Südwand des Duranno“, und er wird einsehen, daß derartiges das Geblüt eines Kletterers in Wallung bringt.

Im Abstieg verfolgten wir unseren Aufstiegsweg, den wir mit Streifen grünen Papierses — hergestellt aus statistischen Nachweisungen des Kufsteiner Zollamtes — bezeichnet hatten. Im Tale lächelte uns die Sonne, gute Vorbereitung für morgen. Unser Gasthof zur Rose in Cimolais gewährte uns wieder freundliche Aufnahme. Ich habe am Abend so viel grünen Salat gegessen wie daheim in Wochen nicht. Die Betten stellten kühne Gebilde dar; sie waren so hoch, daß man davor ruhig hätte eine Tafel anbringen dürfen: „Mittelschwere Kletterei, nur für Geübte.“ Als ich mich aber einmal auf dem meterdicken Strohsack behaglich ausgestreckt hatte, umfing mich der Schlaf wie im schönsten Federbett.

Schon um 4 Uhr morgens wagte ich den Abstieg vom Lager und begann, an der offenen Feuerstelle in der Küche sitzend, mit der Frau Wirtin, die auch schon munter war, umfangliche Verhandlungen wegen Beschaffung eines Trägers. Sie brachte mir schließlich einen grauhaarigen Alten, dem ich nicht viel Zutrauen schenkte. Aber mit dem erlebten wir unsere blauen Wunder. Dieser Francesco Proti fadelte nicht lang, sondern padte fast unsere ganze bewegliche Habe in einen Kartoffelsack und band sich diesen mit dünnen Stricken auf den Rücken. Wir zwei ließen einander vielsagend an; dieser portatore erschien uns zunächst höchstens als das Zerrbild eines Trägers.

Wir schritten in einen herrlichen, taufrischen Morgen hinaus, bogen nach einer halben Stunde aus dem Cimolianatal nach links ab, um die steilen, begrünnten Höhenzüge südlich der Val Campol zu erklimmen, und

sahen uns dabei wieder an: Der Alte stieg in einer Gangart, daß wir bald nur noch im Geschwindschritt folgen konnten. Dieser Proti hatte bestimmt an Stelle einer menschlichen Lunge einen Dieselmotor eingebaut. Eine geschlagene Stunde rannte er vor uns her bergan, daß uns der Schweiß in Bächen von der Stirne rann und der Atem pfeifend aus dem Munde fuhr. Es war eigentlich schade, so als Rennpferde durch die Gegend zu sausen. Wohl ist der Weg im dichten Laubwald steil, aber wunderschön, und ist man einmal aus den prachtvollen, grünen Hallen heraus und oben an der Allgrenze ins Freie getreten, dann entwickelt sich ein Bild von geradezu dramatischer Wucht. Da gähnt rechts in der Tiefe ein wilder Schlund, ähnlich dem Bomperloch im Karwendel. Riesenblöcke sind da drunten auf dem Grunde der Val Campol zerstreut; dazwischen rauschen die Wildwasser, aus lawinenüberbrückten Schluchten hervorschießend; die Mauern des Pretikammes, zerklüftet und zerschündet, begleiten diesen Höllenkessel, in dem das Auge vergebens nach Baum und Strauch sucht. Da im Süden sich noch dazu wildes Gewölk am Himmel türmte, dessen blauschwarze Ränder von der Sonne mit gespenstischem Fahllicht bestrahlt wurden, erschien uns dieses Hohtal wirklich als ein Ort erbarmungslos und unheimlich hausender Naturkräfte, bar jeglichen milderer Zuges. Und in nächster Nähe, ein Gegenlak, wie er Schätfer nicht zu denken ist, die sonnige Wiesenfläche der großen Lodinaalm. In der Tiefe das Grauen, bei uns heroben kinderfrohe Idylle. Ich habe auch in späteren Jahren nicht viel schönere Almen gesehen als Casera Lodina. Gewaltiges Leben herrscht da; mindestens 30 Sennen betreuen einige hundert Stück Vieh; überall leckt die rote Blut um beruhte Kupferkessel; die Deutschen singen zu ihrer Arbeit, und sogar die Kühe erscheinen munterer als anderswo. Milch, Butter, Käse, Polenta sowie ein hartes, geschmackloses Weißbrot setzten man uns vor, worin sich besonders Klammer so vertiefte, daß er mir beim Wiederaufbruch im Vertrauen zuflüsterte, er könne infolge des reichlichen Frühstückes kaum mehr gehen.

In der Nähe der Alm bekamen wir auch unseren heutigen Gegner das erstemal zu Gesicht. Ein dunkel ge-

wandeter, düster wirkender Berg. Im Aufbau ähnelte er, von hier aus gesehen, der Samsenspitze vom Marzan aus. Vorderhand stand er noch scharf umrissen auf blankem Himmelsgrund, doch krochen schon Nebelraupen an ihm herum.

Vom Duranno streicht südwärts ein schwach gescharteter Kamm weg, der die teilweise begrüneten Spitzen der Cima Centenere, der Fortezza und des Hüttenberges, des Monte Lodina, trägt. Im Ostgehänge dieses Kammes suchten wir schräg aufwärts gegen die Forcell Durann, wie Proti sich ausdrückte, unseren Weg. Es ist ein Allgäuer Gang, viel steiles Gras, gelegentlich von kleinen Felsrippen unterbrochen. Die Priesterpitze begleitete uns dabei fortwährend, wogegen unser Berg sich lange Zeit verbarg. Aber ich glaube, er wollte uns überraschen. Wieder bogen wir um eine Felsstufe, die uns quer über den Weg lief und der Cima Centenere angehörte, herum, da fuhren unsere Köpfe in die Höhe. Ein gelb-roter Riesenkloß mit dunklem Geflüß sprang schlagartig vor uns auf. Wie aus brennenden Häuses Fensterhöhlen die Rauchschwaden hervorquellen, so brach der Höhenrauch der leidigen Morgennebel aus tief eingerissenen Schluchten heraus und brandete bald in sonnenhellen, bald in nachtdunklen Fahnen um den königlichen Berg. Das Bild war, malerisch betrachtet, prachtvoll, aber ich hätte es doch lieber gesehen, wenn der Duranno seine Pfeife später angezündet hätte. Man muß allerdings mit der Angewohnheit der südlichen Kalkalpen, nur am ganz frühen Morgen nebelfrei zu stehen, rechnen, aber wir Bergsteiger aus dem Norden denken leider viel zu wenig an diese Erfahrungstatsache.

Die Durannoscharte ist ein eindrucksvolles Plätzchen. Schöner Rasen bekleidet den Scharfengrund und unmittelbar vom Gras weg steigt ein scharfer Gratturm auf, hinter ihm eine weitere Zandenschar hinan zum Gipfelförper des Berges. Schroff bricht die Südwestwand hinab in die Val Zemola. Im Westen scheint die Cima Centenere wie in einem Neuanfall über ihre sanften Flanken gegen Lodina hinab diese Sanfttheit durch wilde Abbrüche wettmachen zu wollen, und auf der anderen Seite rauchen und brodeln wiederum die Nebel im Hexenkessel der Val Campol, aus deren Tiefen das Brausen der Wasser heraufgrollt.

Wir hatten hier unseren Träger entlassen wollen. Aber er bestand darauf, unsere Rückkehr abzuwarten. Wir ließen daher alles Entbehrliche in seiner Obhut zurück; Klammer nahm das Seil, ich einen Rucksack, und gleich darauf kumten wir am festen Grat des Duranno empor, wobei Proti nicht versäumte, uns noch ein ganzes Bändchen deutscher und italienischer Segenswünsche an den Hals zu hängen. Ich beabsichtigte ursprünglich, auf dem gewöhnlichen Südwege auf- und über unseren Grat abzustiegen, aber schon sehr bald umwallte uns so dicker Nebel, daß wir mit diesem Plan in die Brüche gekommen wären. Einstimmiger Beschluß: Auch ein neuer Weg kann zum Ziele führen. Der Plan dazu war sehr einfach: Wir queren nach Westen in die Südwand, steigen auf, wo es sich gut bewerkstelligen läßt, dann kann uns das große Band und der große Südwandkamin gar nicht entziehen. Diese einfache Berechnung hat gestimmt. Wir begannen noch unter dem ersten größeren Gratturm einen langen Quergang in die Südwand über rauhförmigen und scharfen Fels. Wahrscheinlich ist die Ausgesetztheit, wie wir von der Scharde aus gesehen hatten, sehr bedeutend; im Nebel merkten wir nichts davon. Nach fünf Seilängen erreichten wir eine tief eingerissene Schlucht, die gerade da, wo wir auf sie stießen, mit schauerlichem Ueberhang abbrach. Da ist auch im Gewände zur rechten Seite ein wunderschönes Muschelbecken, gefüllt mit köstlich klarem Wasser, ausgewaschen. Die Platten der Schlucht waren eisenfest, aber für unsere Nagelschuhe schon ein

recht bedenklicher Boden. Wir dachten an unsere Kletterschuhe, als wir die Schlucht durch einen schwarzen Ueberhang hoffnungslos gesperrt sahen. Auf bröckeligen Gelsimsen schlichen wir unter ihm nach links hinaus und fast unmittelbar hinter der linken Schluchtkante in einen hohen Kamin hinein. Ein solch merkwürdiges Gebilde war uns bisher noch nicht unter die Füße gekommen. Der ganze Kamin ist nämlich mit einer grellgrünen, langsträhnigen Moosart vollkommen bekleidet, so daß wir geisterhaft still wie auf Smyrnateppichen emporsteigen konnten. Der Kamin endigte in einem gleichfalls grün gepolsterten Schärtchen, jenseits dessen wir in einen vom Nebel durchwallten Abgrund hinabstiegen. Es gelang uns, nach rechts über außerordentlich steilen, aber festen Fels schräg aufwärts zu klettern, und plötzlich standen wir auf einem breiten Schuttgürtel. Das mußte das große Band sein, das uns den Weg zum Südwandkamin weisen sollte. Wir gingen auf die Suche. Klammer wandte sich nach rechts, ich mich nach links; nach ein paar Minuten stand ich am Eingang eines finsternen Schlundes, der den ganzen Berg zu teilen schien. Kein Zweifel: der gesuchte Kamin. Klammer kam auf meinen Ruf zu mir; er hatte auch einen Kamin gefunden. Nach kurzer Beratung einigten wir uns dahin, daß der meinige der richtige sei. Da wir nach Beschreibers Schilderung eine verbesserte Auflage der Winklerschlucht witterten, zogen wir die Kletterschuhe an und stiegen rechts des Schlundes über fast senkrechten Fels hinan, bis wir leicht nach links in den Kessel hineinsteigen konnten, mit dem der Spalt, ähnlich wie der Bohngkamin, seinen Anfang nimmt. Die jetzt folgende Kletterei war geradezu prachtvoll, aber von Schwierigkeiten konnten wir soviel wie nichts entdecken. Wir stiegen überall gleichzeitig; nach 20 Minuten schon ward's frei über uns; noch ein unangenehmer Quergang in Kletterschuhen über einen steilen Schneefleck, ein kleines Wandl, und wir standen auf einem schmalen Plätzchen; dessen größere Hälfte ein ansehnlicher Steinmann einnahm. So einfach hatten wir uns den Durannokamin wirklich nicht vorgestellt. Es war zweifellos der „richtige“, da auch die Beschreibung im „Hochtourist“ recht gut zutrif. Und so möchte ich hier feststellen, daß der Kamin eine plattige, überall gut gangbare und ziemlich breite Schlucht ist, die höchstens bei starker Kälte oder Neuschnee unangenehm werden kann.

Der Nebel war dick zum Schneiden; ein einzigesmal ward's für kurze Weile hell, und da konnten wir wenigstens soviel sehen, daß wir auf einer sehr luftigen, schmalen und allseits schroff abfallenden Spitze saßen. Von der Aussicht sahen wir nichts. Ich war dennoch sehr zufrieden; die beiden großen Wünsche für die Carniafahrt waren heute erfüllt. Vor ein paar Tagen läuteten uns die Gloden des Montanaiaturses festlichen Willkomm, und heute standen wir auf dem „stolzesten Haupt der Carnischen Alpen“ — mehr zu verlangen wäre unbelcheiden gewesen.

Als geduldige Menschenfinder zogen wir die üblichen Gipfelgenüsse lange hin in der stillen Hoffnung, doch noch etwas von der vielgepriesenen Aussicht zu erhaschen. Es war verlorene Liebesmühe. Wir kletterten die Schlucht zurück, deren oberster Schneefleck Klammer beinahe eine Falle gestellt hätte; auf dem Schuttband hielten wir uns nach links und gelangten leicht auf den zur Durannoscharte niederstreichenden Grat, wo uns der Nebel endlich verließ, und trafen wohlbehalten bei unserem alten Proti ein. Der beanspruchte für die Trägerarbeit und das stundenlange Bewachen unserer Schätze sage und schreibe vier Lire. Der liebe Alte lebt uns heute noch in bester Erinnerung.

Der Gang nach Erto hinaus, größtenteils auf einer schönen Kunststraße, eingesprengt in das Gehänge der Val Zemola, das Uebersteigen des in gewaltiger Tiefe

dahinbrausenden Bajontbaches auf kühn gespannter Brücke vereinigt alle Reize eines hochalpinen Spazierganges. Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir Erto, ein rein gezeichnetes italienisches Bergdorf mit durcheinandergewürfelten, flach bedachten Häuschen, Unrat in allen Winkeln. Als wir aber eine Stunde später nach Casso kamen, da sind wir wirklich erschrocken bei dem Gedanken, hier ständig wohnen zu müssen. „Ein ödes, freudloses Nest mit hohen Baraden, die das Licht verbannen aus enger, schmutziger Gasse, kein Vorhang, keine Blume am Fenster; feucht brütende Finsternis drinnen selbst bei geöffneter Tür — wie ein unheimliches Gespenst liegt der düstere Steinhäufen in freier, offener Landschaft.“ Steiniger hat wirklich nicht zu kräftige Farben aufgetragen; wir waren geradezu erleichtert, als wir diesen sonderbaren Ort hinter uns hatten. Aber eins hat mir auch dort gefallen. Etwas abseits stand ein aufgelassener Bergfriedhof, dessen Lage und namenlose Einsamkeit mich geradezu ergriffen und mir sogar den Bleistift geführt hat zum Festhalten dieses kleinen Totenfeldes in meiner Erinnerung:

Halb verfallenes Mauerwerk umgürtet
Berglers lechte Ruhe.
Unterm Schutze zweier Wetterfächten
Hängt zum Eintritt ein vermorschtes Pförtchen.
Nesseln wuchern auf den alten Gräbern,
Braune Meleien;
Windschief steh'n die Kreuzlein auf den Hügeln,
Worauf Namen, Todes- und Geburtstag.
Zitternd tanzen warme Sonnenwellen,
Fliegen Schwirren, summen.
Bunte Falter gaukeln um das Unkraut,
Schillernd huscht die Gasse durch das Berggras.
Da wohnt Friede. Ungeklärt von außen
Ruht ihr stillen Schläfer.
Wär auch mir ein liebes Ruheplätzchen,
Wenn ich einst den letzten Berg erstiegen.

Das Diavetal mit seinen hellen Geröllströmen, mit seinen von Glockentürmen bewachten Ortschaften, mit dem weißen Band der alten Strada d'Allemagna, im abendduftigen Hintergrund abgeschlossen durch die Berge von Agordo und Zolbo, tat sich zu unseren Füßen auf. In der Westflanke des Monte Pul querten wir abwärts, als schon die Abendkühle uns umfing und drunten Licht um Licht aufblitzte; bei sinkender Nacht zogen wir in Longarone ein. Wir hielten Musterung an unseren etwas abgerissenen Gewändern; es wäre nicht nötig gewesen. Obwohl wir im besten Großgasthof der Stadt, im Hotel Roma, einkehrten, galt unseren Lederhosen und Lodenröcken höchstens ein sekundenlang forschender Blick, dann kümmerte sich niemand mehr um uns als die freundliche Bedienung, deren Bemühungen es endlich gelang, unsere Wagenfrage befriedigend zu lösen. Bedenklich nahe rückte schon der Uhrzeiger der Mitternachtsstunde, als wir unser Zimmer aufsuchten. Klammers lehtes Wort, als er in den Rissen verankert, war der Stoßseufzer der Erleichterung: „Gott sei Dank! Da gibt's wenigstens keine Flöhe!“

Unvergeßlich sind mir die Tage der Carnia. Holbe Erinnerung an einsames Lagerfeuer, an Bewacht im Hochwald, auf grüner Alm singen wir heute das Lied eines paradiesischen Urzustandes, der leider immer weiter zurückweichen muß vor Mode, Ausbeutung und Unverständnis. Heutzutage hätte der Romantiker Adalbert v. Chamisso kaum mehr singen können:

Dort, wo die Spur sich des Menschen verlor,
Ward's erst im Busen mir leicht.

In den Karnischen Boralpen hat sich seinerzeit diese Spur oft verloren, und das ist — glaube ich — das Allerschönste, was sie uns geboten.

Die schöne Tiroler Schützenessi.

August Sieghardt, Nürnberg.

Im Sommer des Jahres 1885 feierte man in Innsbruck das Zweite Oesterreichische Bundesjubiläum, eine der großartigsten Festlichkeiten, die das Land Tirol — neben der Jahrhundertfeier 1909 — je erlebt hatte. Ganz Tirol hatte sich zu diesem Fest gerüstet. Die Eisenbahn hatte nicht weniger als 16.000 Schützen aus allen Teilen Oesterreichs nach der Tiroler Landeshauptstadt gebracht. Sie wurden glänzend empfangen. Fast alle Schützenvereine hatten ihre Fahnen mitgebracht, darunter alte, sturmerprobte und vom Pulverdampf geschwärzte Schlachtenfahnen aus den Franzosenkriegen, von denen oft nur wenige Fäden an der Stange hingen. Die Ruffsteiner Schützen wurden besonders begünstigt, denn die Ruffsteiner Schützengilde ist nachweisbar eine der ältesten in Tirol, deren Bestehen bis ins Jahr 1508, in die Zeit Kaiser Maximilians I., des letzten Ritters, zurückgeht. Weist doch schon die einzigartige, große, schwere Ehrenkette der Ruffsteiner Schützen, die aus 70 silbernen Wappen, Schaul- und Denkmünzen fürstlicher und anderer hoher Persönlichkeiten besteht, einen Schild mit der Jahreszahl 1520 auf.

So marschierte denn die uniformierte Ruffsteiner Stand- schützen-Kompagnie mit ihrer zerauften Sturm- fahne, die im Jahre 1797 das Dorf Fondo auf dem Gebirge bei Welsch-Michael drunten im Süden gegen die Franzosen tapfer verteidigt hatte, mit der prächtigen Kette und unter Borantritt der eigenen Musikkapelle stolz durch die Straßen Innsbrucks. Aber nicht nur die Schützen, nicht nur Fahne und Schützenkette allein waren es, sondern ein junges Mädchen, das die Ruffsteiner als Ehrenjungfrau mitgebracht hatten und das überall, wo es sich zeigte, durch ihre entzückende Tracht, durch ihre verblüffende Schönheit, durch ihre bestridende Anmüt und ihren ganzen Liebreiz größtes Aufsehen hervorrief, und zwar nicht bloß beim gewöhnlichen Publikum, sondern auch — und da ganz besonders — bei den hohen und höchsten Festgästen, bei den Generälen, Baronen, Grafen und Ministern, ja auch beim Kaiser Franz Joseph selbst, der mit großem Gefolge dem feierlichen Einzug der Schützen anwohnte. Das Ruffsteiner Dirndl war in der Tat eine blendende Schönheit. Mittelgroß, von feinem, ebenmäßigem Körperbau, mit fröhlichen, blaugrauen Augen und einem Gesichtsl wie Milch und Blut, sittig und ehrbar um sich blickend, ging es leichten Schrittes nach dem Marschtakt einher. Ueber dem reinen Oval ihres kindlich reinen Gesichtes, das von zartestem Teint war, saß, auf das kastanienbraune, rückwärts in Flechten aufgesteckte Haar gedrückt, ein dunkelgrüner Jägerhut mit Birkhahnstoß und weißer Godelfeder. Im übrigen trug sie die Tracht ihrer Unterländer Heimat, ein schwarzes, tief ausgeschnittenes Nieder, ein helles Busentuch, ein breites Halsband aus Silberkettlein mit viereckiger Spange, einen schwarzen, bauschfältigen fußfreien Rock und weiße Schürze. Die spitzenbesäumten Hemdärmel, die den Unterarm bloß ließen, waren über dem Ellbogen mit grünseidenen Schleifen gebunden. An der linken Seite hing an einem über die Brust laufenden Bande ein zierliches Fäßlein mit Wein. Alle, die dieses entzückende junge Mädchen sahen, waren von ihm begeistert. Man nannte es die „Perle von Tirol“. Dabei war ihr Benehmen so sitstam und zurückhaltend, so hochanständig und wohlgezogen, daß keiner der dreiftesten Schützenbrüder es wagte, diesem Geschöpfe vertraulich zu nahen oder ihm zu sagen, wie schön sie sei und wie gut sie ihm gefalle. In allen Straßen, die sie im Festzuge durchschritt, wurde sie mit Blumen förmlich überschüttet.

Auch dem Kaiser war die schöne Tirolerin nicht entgangen. Als er auf der Festwiese die Fronten sämtlicher

Schützen-Kompagnien abschrift und sich mit den Ruffteinern unterhielt, fiel kein Blick auf das herrliche Mädchen. Er musterte es mit stiller Bewunderung, schien wie gebannt von ihrer wunderschönen Erscheinung und machte Miene, auf sie zuzugehen. In diesem Augenblicke faßte sich die junge Tirolerin ein Herz und winkte dem Kaiser mit einem weingefüllten Gläschen, das sie eben in der Hand hielt, freundlich lächelnd, aber doch erröthend, zu. Der Kaiser dankte ihr mit gnädigem Kopfnicken und durch einen Wink mit der Hand; Erzherzog Karl Ludwig aber schritt frohlaunig auf das Mädchen zu und trank das ihm gereichte Gläschen Wein aus.

Diese gänzlich inoffizielle Szene, der außer dem Kaiser auch der ganze Hofstaat zusah, war natürlich auch im Publikum entsprechend bemerkt worden. Sie genügte, um die schöne Ruffsteiner Schützen-Resi, wie man das Mädchen nannte, zur Heldin des Tages werden zu lassen. Wo sie sich im Verlaufe des Tages bliden ließ, wurde sie umringt und mit Fragen bestürmt; einer machte den anderen auf die reizende Märketenderin aufmerksam und erzählte ihm die Begegnung mit dem Kaiser. Der Kreis der Bewunderer und stillen Verehrer um die gefeierte Schönheit ward schließlich so eng und dicht, daß das junge Ding nicht mehr wußte, wo aus und ein. Ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. In der Festhalle auf der Schützenwiese aber sangen die allzeit lustigen und langesprohen Unterinntaler:

Da, wo die Dirndl'n gra'n,
Schneibt's Ros'n und Dufat'n,
Und im Kopfsstoaner Stadtl,
Da wach'n die Madl.

Acht Schützenjungfrauen hatten sich am Festzug beteiligt, aber so schön und lieblich wie die Resi aus Ruffstein war keine. So hieß es allgemein. Und allmählich erfuhr man auch, wer die Holde sei. Sie hieß Theresese Zöttl, war die Tochter einer alteingesessenen, angesehenen Ruffsteiner Bürgersfamilie und zählte kaum 19 Lenze. Am nächsten Tage konnte man im „Boten für Tirol und Vorarlberg“, der bedeutendsten Zeitung des Landes, lesen: „Ruffstein endlich, das reizende Städtchen am Inn, führte in seinen Reihen die Perle des ganzen Unterlandes, die schönste Gestalt des ganzen Juges, mit sich. Jedermann, der diese bildsaubere Schützenjungfrau erblickte, war durch dieselbe angenehm berührt, ja begeistert, und mit Stolz dürfen sich die biederen Bewohner von der nordöstlichen Grenzstadt rühmen, mit ihrer Wahl gar manche Herzen im Unterlande mit fortgenommen zu haben.“

Von da trat die schöne Tiroler Schützenresi ihren Siegeszug durch fast alle Blätter deutscher Zunge an. In allen Zeitungen konnte man von der Begegnung Kaiser Franz Josephs mit der schönen Ruffsteinerin lesen, in allen illustrierten Zeitschriften sah man ihr Bild, und ihre Photographie flog in unzähligen Tausenden von Exemplaren auf Postkarten in die Welt hinaus. Um das gefeierte Mädchen aber entstand ein förmliches „Griff“. Hohe Persönlichkeiten, Adelige, Würdenträger, ja sogar Prinzen und Erzherzoge sprachen nun bei den Eheleuten Zöttl in Ruffstein vor, um deren berühmte Tochter mit eigenen Augen zu sehen. Der Vater des Mädchens würde mit Besuchen derart überlaufen, daß er kaum noch seinem Berufe als Zimmermann nachgehen konnte. Aber all' dies machte das gutmütige, bescheidene und streng erzogene Mädchen nicht hochmütig, auch dann nicht, als sich ein für sie sehr ehrenvolles Nachspiel aus der Innsbrucker Kaiserbegegnung einstellte. Am dritten Tage des Festschießens wurde nämlich der Ruffsteiner Ober-schützenmeister Gstrein zum Statthalter in die Innsbrucker

Hofburg berufen, der ihm eröffnete, daß Seine Majestät ihn beauftragt habe, sofort eine Photographie der schönen Ruffsteiner Schützenjungfrau anfertigen zu lassen und das Bild an das Allerhöchste Hoflager nach Bad Ischl zu senden. Die schöne Zöttl Theresese wurde daher unverzüglich nach Innsbruck berufen, dort in ihrer Schützen-tracht abkontertiert und das Bild zum Geburtstag Seiner Majestät (18. August) in kostbarem Rahmen nach Ischl gesandt. Zwei Tage später traf bei dem übergelücklichen Mädchen ein Geschenk der Kaiserin Elisabeth aus Ischl ein, bestehend aus einem prachtvoll gearbeiteten ornamentierten goldenen Kreuz, das mit sieben größeren und vier kleineren Diamanten besetzt war, „als ein Zeichen der besonderen Euld und des Wohlgefallens, welches Ihre Majestäten an der hübschen Erscheinung fanden“. Und etliche Wochen darnach wurde die vielgefeierte Schönheit aus Ruffstein nach München berufen, wo sie der berühmte Maler Fr. August v. Raulbach im Bilde verewigte. Auch in Wien, wohin die schöne Resi mit ihren Eltern reisen mußte, wurde sie von einem bedeutenden Maler porträtiert. Die Intendanz des Wiener Hofburgtheaters stellte der Familie Zöttl eine eigene Loge für die Dauer ihres Aufenthaltes zur Verfügung. Die vom Kaiser erbetene Photographie aber wanderte inzwischen nach dem kaiserlichen Jagdschloß Mürzsteg in Steiermark, wo sie heute noch im Schlafzimmer des ehemaligen Monarchen zu sehen ist.

Nun war die schöne Ruffsteiner Bürgerstochter eine Berühmtheit weit und breit. Nicht allein Bewunderer und Verehrer, sondern auch Freier kamen nach Ruffstein, um sie zu sehen. Man überhäufte die Theresese mit Geschenken, Gedichten und Heiratsanträgen. Eines dieser Gedichte, von Anton Alber verfaßt, lautete:

Kennst du das hübsche Städtchen im schönen Tiroler Land?
Dort ist das schönste Mädchen, weithin ist es bekannt,
Selbst unser lieber Kaiser, der zeichnete es aus,
Das schöne, frische Dirndl aus süßlichem Bürgerhaus.

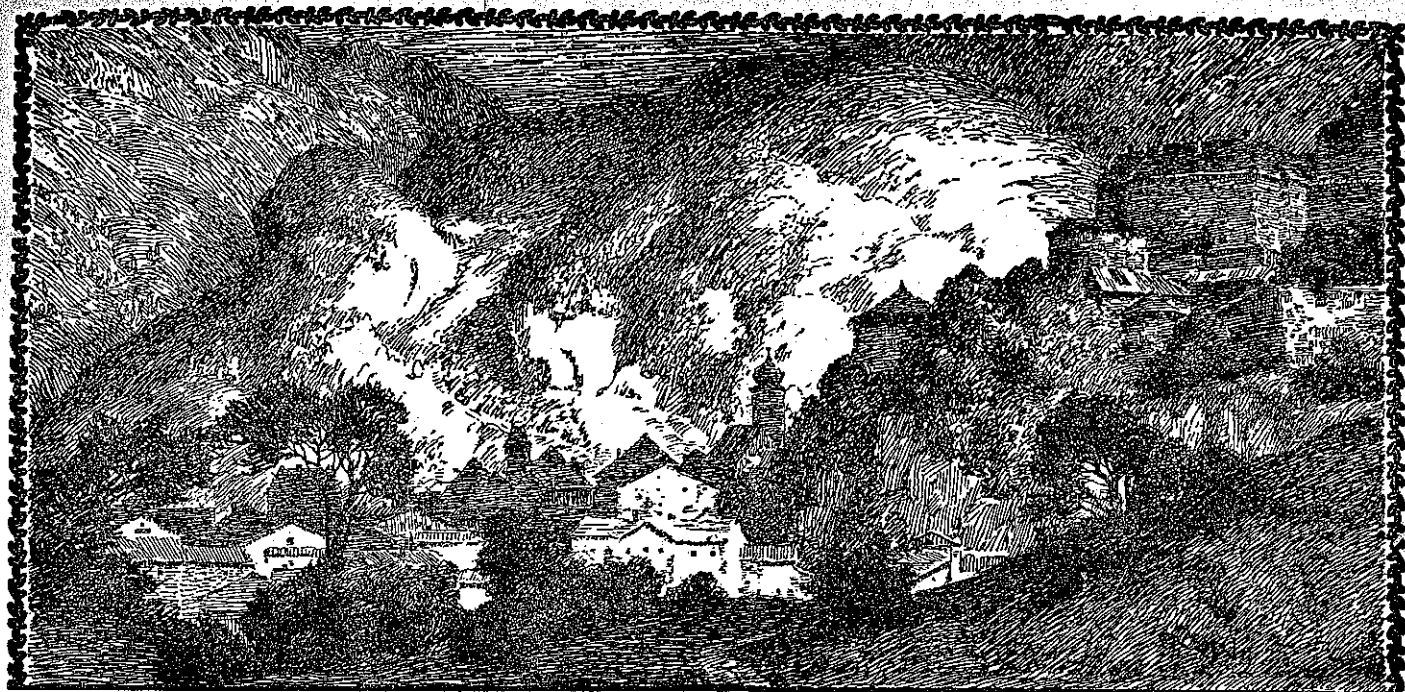
Ein Mädchen, fromm und bieder, weiß-rot wie Milch und Blut,
Im Krammen, schwarzen Nieder, und Federn auf dem Hut,
Das zog mit munter'n Schützen hinauf zum Bundesfest,
Sorcht froh, die Stützen blühen, erprobte das Best.

Der Kaiser sah die Holde in ihrer schmunzenden Tracht,
Gab ihr ein Kreuz von Golde und felt'ner Steine Pracht.
Nun jubelten die Schützen, es freut' sich groß und klein,
Soll uns're schöne Resi die Schützenkönigin sein!“

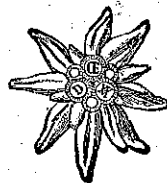
Eines Tages aber war es um die Tiroler Schützen-Resi geschehen. Ein Freier aus dem Norden, aus Berlin, sah sie, als sie eben beim Auracherbräu für ihre Eltern den Abendtrunk holte. Er hielt um ihre Hand an — und erhielt sie. Der Glückliche war kein anderer als der bekannte Berliner Großverleger und Herausgeber der „Woche“, August Scherl. Im Mai 1886 fand die Verlobung und am Kirchweihmontag des gleichen Jahres in Ruffstein die Hochzeit statt, bei der die Braut das goldene Kreuz des Kaisers Franz Joseph auf der Brust trug. In Berlin fand die schöne Resi eine neue Heimat. Ihr Gatte und der Kaiser sind tot. Im Juli 1923 starb auch sie, u. zw. zu Egern am Tegernsee. Die schöne Ruffsteiner Schützen-Resi aber lebt noch heute im Gedächtnis der Tiroler Schützen fort.

Zur freundl. Beachtung!

Das Adressenmaterial für die Sektions-Mitteilungen wird neu gedruckt, gelegentlich dessen allfällige Anschriftänderungen durchgeführt werden können, wenn diese bis spätestens 15. September der Sektion bekanntgegeben werden.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D. u. Ö. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, Oktober 1933

Nummer 10

Sonne und Schnee im Stubai.

Tagebuchblätter von F. Nieberl, Kufstein.

Die Innsbrucker Fis-Woche 1933 war vorüber, also durfte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß jetzt das Wetter schön würde. Und es wurde schön und damit die Grundlage geschaffen, auf der wir unserer Brett-, Sonnen- und Schneelehnstuch unbesorgt und unbeschwert die Zügel schießen lassen durften.

Als wir am 11. März in Tirols schöner Hauptstadt am Boznerplatz auf das Auto nach Neustift warteten, bereitete sich das Wetter gerade vor, das Eisgewand auszuziehen und in den Sommerrock zu schlüpfen. Das geschah im Nebeltreiben so schüchtern, daß sogar (vormittags gegen 10 Uhr!) eine Verwechslung unserer zwei bedeutendsten Gestirne stattfand, wenn auch nur für einen Augenblick, denn dann zeigte uns die Sonne deutlich, daß sie mit nächtlichen Mondstrahlen schon gar nichts gemein haben will. Gut besetzt schraubt sich der Selbstfahrer rasch hinauf und hinein ins schöne Stubaital, nach dem berühmten Schmiedeort Fulpmes und nach Neustift. Ein Innsbrucker Ehepaar, dem wir unsere Pläne verraten hatten, beglückwünschte uns zur Wahl der Dresdener Hütte als Standplatz und gab uns Ratschläge für den weiteren Anmarsch, die sich als richtig und wirklich wertvoll erwiesen.

In Neustift kurze Mittagsrast. Dann gingen wir den erhaltenen Ratschlägen zufolge zu Fuß in einer schwachen Stunde zum Gasthaus Schaller, wo uns der dortige Sägewerksbesitzer einen Schlitten für unsere gewichtigen Ausrüstungsgegenstände zur Verfügung stellte. Ueber Krehbach, Bolderau und Falbeson zogen wir hinter dem Köhlein los und ledig des beschwerenden Gepädes leicht steigend nach Ranalt hinauf, einer sehr schönen, kleinen Siedelei im Ruhbachtal, und fanden da die Zeit gerade passend für die Beschäftigung mit dem Nachmittags-Kaffee. Und dann wanderten die Rucksäcke auf

die Schultern und wir selbst auf Schiern das meist prächtig bewaldete Tal westlich weiter. Dieser abendliche, fast ebene Spaziergang haftet in unser aller Erinnerung als ein verheißungsvoll schöner Anfang reinen Urlaubs-glüdes. Goldgrün strahlende Zirben und Lärchen, darüber braunes Gefels und Himmelsblau — man spürte wirklich kaum den „Affen“, der am Rücken lastete. An den Almhütten von Schangelar und Graba vorüber, ständig in der Nähe des meist glasklar, mitunter schwarzgrün strudelnden Ruhbaches, schleiften wir in nicht zu beirrendem Gleitschritt dahin; die Abend Schatten stiegen schon zu Tal — da lagen die Mutterberger Almhütten vor uns. Wie uns unsere Innsbrucker Gewährsleute beraten hatten, so traf es ein. Wir wurden in zuvorkommendster Weise aufgenommen und bewirtet, erhielten ausgezeichnete Betten und — damit wir ja nicht frieren sollten, heiße Ziegelsteine als Fußwärmer. Und wir abgebrühten, sturmerprobten Bergfahrer haben uns das alles ruhig gefallen lassen. Ja! „Herrlich weit haben wir's gebracht.“

12. März. Wir gingen um 7 Uhr in einen herrlich erwachenden Morgen hinein. Den Sommerweg hoch oben zu unserer Rechten im Gehänge des Eggengrates benützten wir natürlich nicht, sondern stiegen über schitzerfurchte Böden dem Talschluß entgegen, der sich in einem zweiteiligen, fast kahlen Steilhange aufbaut. Die erste Stufe ist schon „allerhand gach“. Bretthart gefrorene, spurenreiche Hänge, Spitzföhren an kniffligen Stellen und Urlaubsrucksäcke sind drei Gesellen, die sich redlich bemühen, mich zu frommen Stoßgebeten zu veranlassen. Ich habe das gewissenhaft wenigstens im Innersten meiner Bergsteigerleese besorgt, ließ sie aber sofort hell auffauchzen — wohlweislich auch nur im Innersten —, als wir droben in das liebe Sonnenlicht tauchten und nach zwei Stunden die Dresdener Hütte vor uns emporwuchs.

Dresdener Hütte! Alles, was ich in folgendem zu Papier bringe, könnte füglich ein einziger Lobgesang sein auf dieses vorbildliche Bergfahrerheim. Wenige Hüt-

ten nur kenne ich, die ihr gleichkommen, kaum eine, die sie übertrifft. Die Bauart, die Bewirtschaftung, die Lage, alles, was eine Hütte besonders dem Schiffahrer begehrt erscheinen läßt, vereinigt sich hier zu einem höchst erfreulichen Gesamtbild. Gerade was ihre Lage betrifft, steht sie erheblich über den anderen Stubaihütten.

Um ja nichts zu versäumen, besteigen wir nach einer kurzen Ruhepause wieder die Schneepflöcke und Schleifen westwärts mit Absichten auf den hinteren Daunkopf. Das heißt, anfangs hatte es etwas mit dem Schleifen. Die Hänge gleich oberhalb der Hütte waren den Angriffen der Schiffahrer nicht weniger ausgelekt als denen der Sonne; daher war da nicht gerade das Wunschbild des Schiläufers zu erblicken. Etwas weiter oben, auf dem flachen Daunkogelferner wandelte sich das, um zum Schluß, unter dem Daunjoch, nochmals in einem Spitzfehrendhang uns zu zeigen, daß man auch die verachtete Art der Richtungsänderung weislich pflegen soll. Beim Aufstieg schauten wir uns fast die Augen aus, um unser Hauptziel, das Zuderhüttl, zu erspähen. Einem untergeordneten Schneegupf in der ungefähren Richtung wurde diese Würde, wie wir bald einsahen zu unrecht, zuerkannt. — Am Joch blies frischer Wind; oben am Daunkopf aber hatte er ein Einsehen und wir bekamen gute Gelegenheit, die Umrandung des unter uns dahinziehenden Sulztaler Ferners zu bewundern. Besonders die Alterspitze, besser bekannt als „Wilbe Led“, ist ein fedes Felsungestüm, die übrigens in der Stubai Wildspitze eine ebenbürtige Partnerin findet. Deren Namensschwester in den Dektalern drüben und die Weißfugel wecken in uns stolze Erinnerungsgedanken.

Die Abfahrt auf gleichem Wege war „teils mehr, teils weniger“. Ich muß aber vorgreifend feststellen, daß sie die einzige im Gebiete der Dresdener Hütte ist, welche, lagen wir, besser sein könnte, wenn — ja wenn eben ihre Lage eine andere wäre. Der Blick auf die Karte sagt dem Kundigen alles. Dennoch landeten wir vergnügt, fast begeistert, noch am frühen Nachmittag bei der Hütte mit dem ersten Dreitausender in der Tasche — der Daunkopf mißt 3228 m.

13. März. Da wir noch zwei bezw. drei Gefährten erwarteten, setzten wir nicht gleich das Hauptziel, das Zuderhüttl, auf den Wunschzettel des Tages, sondern die Schaufelspitze, 3333 m. Das ist der Berg, der im Kundbild der Hütte den beherrschenden Rang einnimmt, ein prachtvoll geformtes Gebilde, das tatsächlich wie eine Riesenschaukel mit ungeheuren, ausgehöhlten Wänden dem Schaufelferner entragt. Auf gleichem Wege wie gestern stiegen wir ein knapps halbes Stündchen empor, bogten an geeigneter Stelle links (südlich) ab und betraten damit die Gefilde des Schaufelferners.¹⁾ Das war „ein anderes Klima“ als gestern: Rauschender Pulverschnee, gemächliche Steigung der drei Firnabschnitte hinan zum Bildstöckloch. Meist ist der letzte Anstieg zu den Töchtern etwas ungebärdig. Hier gleitet in vorbildlich sanftem Gelände der Schi hindernislos bis zu den Fellen, welche links von der Nidornieder, rechts von der Wildspitze herabgreifen und den Uebergang bewachen. Und in der Einsenkung selbst steht, in einen Felsblock eingelassen, ein alter Baumstamm, aus dessen Kopfstück ein sehr schönes „Bildstöckl“ herausgearbeitet ist; daher wohl der Name. Und auch jenseits des Joches gibt's keinerlei Aufregung; in gleicher Höhe queren wir die von jenseits heranstreichenden weißen Felder des Windacher- und Gaislar-Ferners und machen knapp unter dem Ansaß des

Südost-Grates unseres Berges Halt und Rast. Während der Teekoche summt, kam eine Alleingeherin vom Gipfel herab, ein sommerbranntes, tüchtiges Mädel, in so guter Ausrüstung und so selbstsicher und vergnügt, daß sogar unsere anfänglichen Bedenken über ein Menschenkind, das mutterseelenallein über die Gletscher zieht, wie leichter Höhenrauch zerflatterten. Meine Frau — halt! Da fällt mir eben ein, daß der mehr oder weniger geneigte Leser noch nicht einmal weiß, wer da bisher mit mir gegangen. Es waren vier bergfreundige Deutschen aus Ruffstein: das Ehepaar Erhard und ich mit Gespons. So, das wäre nachgeholt. Also: meine Frau hatte beim Anstieg unter einer kleinen Gemütsbewegung zu leiden, was uns aber alle vier nicht hinderte, nach einiger Zeit, natürlich ohne Hölzer, über Firn und Felsstufen in 25 Minuten hinaufzuklimmen zum großen Steinmann auf kleinem Standplatz. Man hat oben wirklich nicht viel Raum zur Rast; alleits sinkt jäh der schneidige Gipfel zur Tiefe. Er erinnert in dieser Beziehung an die Dektaler Finailspitze oder gar an die Vig. de Bionmassay in der Montblancgruppe. Im Abstieg wären uns Steigeisen nicht als so überflüssig erschienen, wie wir heute morgens beim Ausrücken gedacht und demgemäß gehandelt hatten.

Ungezügelter Tatendrang ließ uns danach das herzlich unbedeutende Freilaßköpfl besteigen. Aber mit seinen 3046 m Seehöhe ist's doch im Fahrtenbericht ein willkommener Zuwachs und für die nächste Umwelt ein hervorragender Aussichtspunkt. Und dann kam die Heimkehr, der Heimflug über die Böden des Schaufelferners in rauschendem Pulverschnee. Jeden Tag im Jahre einmal die Abfahrt vom Bildstöckloch hinab zur Dresdener-Hütte machen zu dürfen würde mir bei gleichen Verhältnissen wie wir sie trafen kaum jemals langweilig werden.

Der 14. März war ein dies sine linea, zu deutsch ein gipfelloser Tag. Mit Absichten auf den westlichen Daunkogel, dem wir keine wesentlichen Schwierigkeiten zutrauten, zogen wir leichtgeschürzt, d. h. ohne Bidel, wieder gegen das Bildstöckloch. Vor der letzten flachen Firnstufe unterm Joch bogten wir rechts ab, hinauf zum Daunkogelferner, und zogen unsere Daseinspuren unter den mächtigen Steilwänden der Stubai Wildspitze und der Daunkogel auf- und abwärtssteigend hinan zu dem Joch nördlich des westlichen Daunkogels. Gerade als wir dort oben anlangten, verluhten zwei Bergfahrer, diesen anzugehen,kehrten aber bald wieder zurück und murmelten etwas von schwarzem Wassereis. Wir wollten das nicht glauben und gedachten, die kurze Stufe schon zu zähmen. Aber die anderen hatten recht gehabt. Auf Blankeis lagerte hartlos kalter Pulverschnee — ohne Bidel wollten wir kein Hülarenstückchen vollführen, und der Rest war Umkehr und genußreiches Faulenzen auf dem Joch, wo übrigens für Unterhaltung reichlich gesorgt war. Zwei Schwaben und drei Norddeutsche, die den Uebergang zur Amberger-Hütte beabsichtigten, haben uns viel Anlaß zu lustiger Rede und Gegentrede gegeben, und ihre mehr und minder glücklichen Versuche, über den stark vereisten Hang hinab zum Sulztaler Ferner zu gelangen, nahmen unsere volle Anteilnahme in Anspruch. Jedenfalls fielen die Versuche und deren schließlich mit allerlei heiter-ernster Arbeit durchspähte Ausführung so aus, daß wir heute schon wußten: ein Abstieg zur Amberger-Hütte über dieses hinterlistige Joch kommt für uns nicht in Frage. Den schönen, versöhnlichen Abschluß unserer nicht von Gipselfreuden gekrönten Unternehmung brachte uns wieder das uns bereits wohlbekannte Hinabgleiten durch weiße Seligkeiten zur Hütte, zum Nachmittagste.

¹⁾ Die von uns benützte, dem neuen „Schifführer durch das Stubai“ von A. Sandl entnommene Route weist hier eine mir nicht verständliche Wegführung von Punkt 2709 nach Westen auf.

15. März. Einfach großartig. Entschädigung für gestern. Der Tag. Und der sah anfänglich gar nicht vielversprechend aus. Da die erwarteten Gefährten nicht eingetroffen waren, lautete unser Entschluß: Hinauf zum Zuderhütl! Und gerade dieser Morgen zeigte eine regen- und wolkenchwangere Miene. Ich habe so oft mit bestimmten Augen nach Gutwetter ausgelaugt, daß ich wahrscheinlich das Erbarmen der himmlischen Witterungsgewalten hervorrief. Die Sonne kämpfte waderen Kampf und um 8 Uhr wanderten wir fort mit der Hoffnung auf gut Gelingen — die Hoffnung hat nicht getrogen. — Der Hütte gerade gegenüber, im Fernaufsehernde, haben die gefegten, gerissenen und gezogenen Schwünge der übungsfreudigen Besucher einen richtigen Slalomhang ausgebügelt. Da trugen uns die braven Seehunde ohne sonderliche Mühe hinan; der Bruch zur Linken sank zur Tiefe; die weiten Böden des Gletschers, fast unberührt, taten sich auf. In weit ausholendem Bogen nach links (östlich) schleiften wir der Felschneide der langen Pfaffenieder entgegen. Wären die Spuren da nicht in wohlfluender Einigkeit an einer bestimmten Stelle zusammengeflossen, wir hätten den Uebergang viel weiter links gesucht, wo allem Anscheine nach der Ramm ohne Schwierigkeit auf Schiern erreicht werden kann. Natürlich wichen wir nicht vom „vorgeschriebenen“ Wege ab und zogen da, wo die Schifahrten endigten, ebenfalls gehoramt die Hölzer aus. In meist guten Stufen erreichten wir die Felsen, wo meine Frau einen auf eigener Spur einerschreitenden Schistod einsing. Ein schwindfüchtiger Drahtstrich flatterte im Winde (bildlich gesprochen, denn es herrschte Windstille), und gleich darauf standen wir oben und rissen sämtliche verfügbaren Augen auf. Bis herauf zum Grat brandeten die Ausläufer des Sulzenaufseherers; drunten warf ein prachtvoller Bruch seine Türme und Klüfte auf, und da, wo im Süden das Gletscherweiß im Himmelsblau endete, da standen zwei reinweiße, glodenförmige Schneehauben: links der Wilde Pfaff und rechts, fast unscheinbar, eine Art Bienenkorb aus Eis, das erlehnte Zuderhütl, gar nicht mehr so erhaben über unserem Standpunkte. Dem zwischen beiden sanft eingebetteten Pfaffensattel rückten wir zu Leibe. Und da kam Leben ins Zuderhütl. In mächtigen, schwarzbraunen Blockstufen stürzt der Gipfel in seinem Südgrat ab. Daneben läuft rechts der oberste Gletscherfaum in Gestalt einer sehr steilen Schneeschneide gipfelwärts; die trug die von Hunderten von Tritten gestampfte Himmelsleiter zur Spitze. Ein ganz gewaltiges Bergbild, das sich noch mehr entrollt bei einer kleinen Felseninsel im Sattelboden, wo der Anstieg zum Pfaff beginnt. Fast wie der verkehrt gestellte Matterhornkopf (von Zermatt aus gesehen) zeigt das Zuderhütl da, daß es nicht nur der höchste, sondern auch der eindrucksvollste Gipfel in dieser Gegend der Stubaieralpen ist.

Bei einigen Randfelsen des Pfaffensattels durften die Schier ausruhen und sich rüsten für die Abfahrt. Die Steigeisen kamen aus ihrem Gefängnis und der für alle Fälle mitgeführte, zusammenlegbare Pickel. Notwendig war diese Rüstung auch heute nicht, aber recht angenehm. Die „Verhältnisse“ waren glänzend, und so stiegen wir sonder Mühe und Gefahr in wenigen Minuten die ebenso steile als sicher angelegte Stufenreihe hinauf zum Steinmann. Der Hauptwunsch, mit dem wir ausgezogen waren, war Erfüllung geworden. Fast wie in leichtem Spiel war der Gipfel unser. Er ist ein Vielbesuchter und verdient diese Aufmerksamkeit; Weg zu ihm, Aufbau und Form heben ihn aus der „Menge“ heraus, und daß er mit seinen 3511 m Höhe Rund-, Fern- und Talsicht vor dem Beschauer aufröllt, ist nicht weiter verwunderlich. Dolomiten und Oxtaler sind wohl

die Glanzpunkte darin, aber auch weit hinein in die freie Schweiz konnte der Blick wandern. Uebrigens war heute ein Tag, wie ich ihn liebe: Mächtiges Haufgewöll, überall dazwischen wieder Durchblicke soweit das Auge dringt. Mir gefällt das besser als ganz blankgefegter Himmel. Wir vier waren glücklich und gaben diesem Glücksgefühl freudebewegten Ausdruck.

Wo zwei leicht ersteigliche Höhen von Namen und Rang so nahe beieinander stehen, wie da heroben, da wird man nicht verkümmern, bei beiden seine Aufwartung zu machen. Wir nahmen drunten wieder Rucksäcke und Schier auf und stapften hinüber zu der bereits erwähnten Felseninsel. Von da ist der Wilde Pfaff in 20 Minuten leicht zu „bekämpfen“. Auch er ist ein wunderschöner Berg, der hindernislos zu überschreiten wäre; auf der anderen Seite läuft zur Pfaffenieder ein versicherter Steig herab. Der Felskamm des Wilden Freigers mit dem Kaiserin-Elisabeth-Haus (heut Rifugio Regina Elena) und die edel geformte Sonklar Spitze wären in der Umgebung wohl die schönsten und dankbarsten Nachbarn.

Die Rückfahrt zur Hütte war ein Glücksrausch mit kurzer Unterbrechung, da, wo man zu Fuß die Felsen und Firnstufen der Langen Pfaffenieder herabsteigen muß. Uns war dort ein Führer nachgekommen, der mit seinem rücksichtslosen Abfahren die schöne Treppe zerstörte, freilich, ohne dadurch ernstlichen Schaden zu stiften. Dann aber folgte ein Fliegen und Gleiten im aufräuschenden Pulverschnee des Fernaufseherers, daß lange Schneefahnen hinter dem Schußfahrer aufstoben. Drunten nahm meine Frau den „Slalomhang“ in Angriff, ich fuhr in raumgreifenden Bögen rechts davon unter dem untersten Bruch hinab und schaute drunten dem Ehepaar Erhard zu, das in winzigen „Bögen“, wie der Tiroler sagt, zierliche Spiralspuren in den Schnee schrieb. Wie gesagt, das war „der Tag“. Und auch der Hüttenabend ließ sich recht vergnüglich an. Der Zufall hatte uns eine Anzahl prächtiger Leutchen mit an den Tisch gesetzt. Das waren vier „Aerle“, die sich sehen lassen konnten. Wir kamen zeitweise aus dem Lachen nicht heraus, wenn sich der „Ludwig“ und der „Eugen“ (zwei Wollschwaben) drollige Liebenswürdigkeiten an die Köpfe warfen; das Mienenpiel, die listigen „Richter“ Ludwigs und die geradezu herausfordernde Gemächlichkeit in Bewegung und Rede des „Eugen“ erschienen aber im schönsten Lichte erst, wenn sie ihre gemeinsamen Liebenswürdigkeiten mit dem „Wendelin“ tauschten, einem Mann mit einer Nase so kühnen Bogenschwunges, wie sie wohl nicht einmal unter den Rothhäuten Karl Manscher Dichtung in gleicher Güte zu finden wäre, und mit einer Gabe des Gesangs und Klampfenspiels, welche an Hüttenabenden ihren Besitzer sofort zum Mittelpunkt des Geschehens macht. Der Vierte im Bunde war ein stiller Mann, einer von den jungen Stürmern, die in der Leistung mehr Wert erblicken als in der Beschaulichkeit — Gott sei Dank, denn die muß es immer geben; wir haben's auch nicht anders gemacht, als wir noch „jung und schön“ waren.

Am 16. März erklimmen wir auf dem uns schon bekannten Anmarsch über das Bildstöckloch den Schußgrubenkogel, von unserem Hubert, der vorgab, den Namen sich nicht merken zu können, beharrlich als „Schustertogel“ angesprochen. Wir hätten ihn ja mit Leichtigkeit vor ein paar Tagen neben Schaufelspitze und Freilackköpfl „mitnehmen“ können, aber wir huldigten alle dem gesunden Grundsatz: „Nur keine jüdische Hast.“ Und dieser fein geformte Berg lohnt auch allein den Aufstieg von der Hütte; der Gratgang über den Vorpost zum Signalgipfel ist sogar wunderschön lustig. Dann zogen wir über

den Gaistarferner hinüber zur Schaufelnieder, gar nicht weit an der stattlichen Hildesheimer-Hütte vorbei. Von diesem flachen Joch, das ebenfalls ein ehrwürdiges Bildstöckl kennzeichnet, schwangen wir dann wieder auf bekannten Pfaden in gleich herrlichem Pulver wie früher hinab; Erhards haben noch zierlichere „Böge“ gedreht als gestern und ganz verliebt die Ergebnisse ihrer Urberg-Schule betrachtet. Abends — ja, da gab's prächtigen Sang des Hafennafendianers, in den oftmals sämtliche Anwesenden einfielen, und es war ausnahmsweise Polizeistundenverlängerung bis 11 Uhr. Diese Dresdener-Hütte war uns nachgeradezu lieb und wert geworden; wir nahmen abends von unteren Zufalls-Schifameraden einen Abschied, dessen Gefühle ganz bestimmt von gegenseitiger Achtung und Bergverbundenheit getragen waren. Mit Genugtuung möchte ich hier feststellen, daß es uns am Vortage gelungen war, „Ludwig“ und „Eugen“ zu einer Zuderhüttfahrt zu überreden. Das hielt anfangs nicht leicht, denn die beiden Herren scheinen mir mehr Hang zu beschaulicher Bergandacht als zur Leistungsalpinistik zu haben, was an sich bestimmt kein Fehler ist; es gibt auf beiden Seiten Brachtmenschen. Umso erfreuter waren wir, daß die beiden Schwaben unter sach- und sachkundiger Anleitung von „Wendelin“ und dem „Stillen“ den Hauptberg hier nicht nur bestiegen, sondern ihn sogar wunderschön und gemütlich gefunden haben.

Am 17. März schieden wir von der Hütte und ihren wirklich gediegenen Bewirtschaftern. Wenn irgendwo, dann gingen wir von da weg mit aufrichtigem Wiedersehenswunsche. 2 1/2 Stunden später standen wir am Daunjoch; der Uebergang hinab zum Sulztal Ferner war in glänzenden Schnee- und Spurverhältnissen.

Uns trieb das Begehren, dem Windacher Daunjoch noch unsere Hochachtung auszudrücken. Er aber schien sich wenig daraus zu machen, denn er räumte an allen Ecken und Enden, aber keine Friedensspeisen; langgezogene weiße Sturmflaggen ließ er hinausflattern in die eisige Luft, der heute die Sonne nicht recht Herr werden wollte. Je näher wir dem Wüthenkarfattel rückten, desto mehr begruben diese Sturmflaggen unsere Stürmerlust, und auf dem Sattel entschieden wir uns angesichts des sich da entrollenden Bildes, uns mit einem weniger windumbrausten Gipfel zu begnügen. Da ragte drüben, jenseits des kleinen Wüthenkarfernars ein stattliches Haus auf eisumkleidetem Felssockel; gleich dahinter stieg ein hübscher Grat zu einem Riesensteinmann empor. Diesen, der die Wildtarfipitze krönte, wollten wir besuchen und zugleich uns die — allerdings noch nicht eröffnete — neue Dresdener-Hütte etwas näher betrachten. Und wir taten so und hatten an dieser Verlegenheitsfahrt noch unsere helle Freude. Das kleine Eisfeld lag bald hinter uns; vor dem Nebengelände des Schuhhauses, das später als Winterraum dienen soll, lösten wir die Bindungsriemen und stiegen über den Grat hinan zum erwählten Gipfel. Der ist gewiß bescheiden, wenn er auch die Höhe von 3202 m aufweist; da sein Steinmann aber in fast gleicher Höhe steht mit dem neuen Schuhhaus, so ist er nur das Musterbeispiel eines leicht erreichbaren Hüttenberges. Er hat dazu den Vorzug eines einzigartig schönen Ausblickes vor allem über die Dektalal Firnwelt. Als besonders glücklich muß ich es bezeichnen, daß die zwei großen Täler von Gurgl und Vent und diese höchsten Tiroler Siedlungen so fein aufgeschlossenen sich dem Beschauer bieten wie sonst wohl nicht leicht von einer anderen Höhe aus. — Bei der Hütte wieder angelangt, hielten wir im Nebengebäude eine kleine Sautenrast und machten dabei die betrübliche Entdeckung, daß das Wetter im-

mer grämlicher wurde. Gut, daß der Urlaub zu Ende ging.

Als wir unsere Rucksäcke jenseits des Wüthenkarfattles wieder aufgenommen hatten, begann eine wirklich wunderschöne Abfahrt, nur beeinträchtigt durch die elende Beleuchtung. Der langgezogene Sulztalferner wellt sich herrlich sanft zu Tal. Rechts und links wirft er zwar ansehnliche Brüche auf, aber dazwischen läuft feiner Schiweg. Rasch rückte uns der dunkle Riesenfloß des Schrantogels entgegen. Der Ferner wurde zusehends schmaler und verlor sich schließlich bei einer kleinen, eisüberwallten Felsklamm; links davon fuhrn wir auf den flachen Boden hinab, in dessen nördlichem Ende die Amberger-Hütte steht.

Die wird in den Augen der schärfsten Mitglieder der Bergsteigergruppe Gnade finden. Sie ist sehr, sehr einfach und meines Erachtens an keinem recht glücklichen Plage erbaut. Aber — man hat ein Dach über dem Kopfe und bekommt ordentlich zu futtern, daher sei ihr die sehr lustige Abortanlage, die mittelalterliche Beleuchtung und noch manches andere verziehen.

Undern Tags, am 18. März, lag tiefer Neuschnee um die Hütte. Das war unser Glück, wie wir bald einsehen durften. Gleich anfangs mußten wir hübsch vorsichtig fahren, da der schmale Weg hoch über Wänden dahinführt, die zum Bach abtürzen; bald wurde das Gelände frei. Bei der hinteren Sulztalalm hielten wir uns westwärts und fuhrn durch schönen Wald hinab zur vorderen Sulztalalm und hinaus nach Gries, einem reizenden, sauberen Bergdörflein, dessen gelber Kirchturm uns schon lange entgegengeleuchtet hatte. Vier Wasserspeier in Gestalt züngelnder Drachennäuler laden über den Turmlanten aus. Die Häuschen sind teilweise recht freundlich bemalt; leider sind sie, wohl aus Zweckmäßigkeitsgründen, nicht der heimischen Bauart angepaßt.

Hinter Gries betraten wir eine erst im Vortage entstandene, sehr schön angelegte Straße, deren gleichmäßige Steigung als sehr schifreundlich zu bezeichnen ist. Und da sahen wir das Glück erst richtig ein, das über uns in Gestalt nächtlichem Schneefalles gekommen war; bis nach Lengensfeld draußen im Dektalal durften wir uns der Brettern bedienen. Wäre der freundliche Neuschnee nicht gewesen, dann hätte in Gries der Schi nichts mehr zu sagen gehabt.

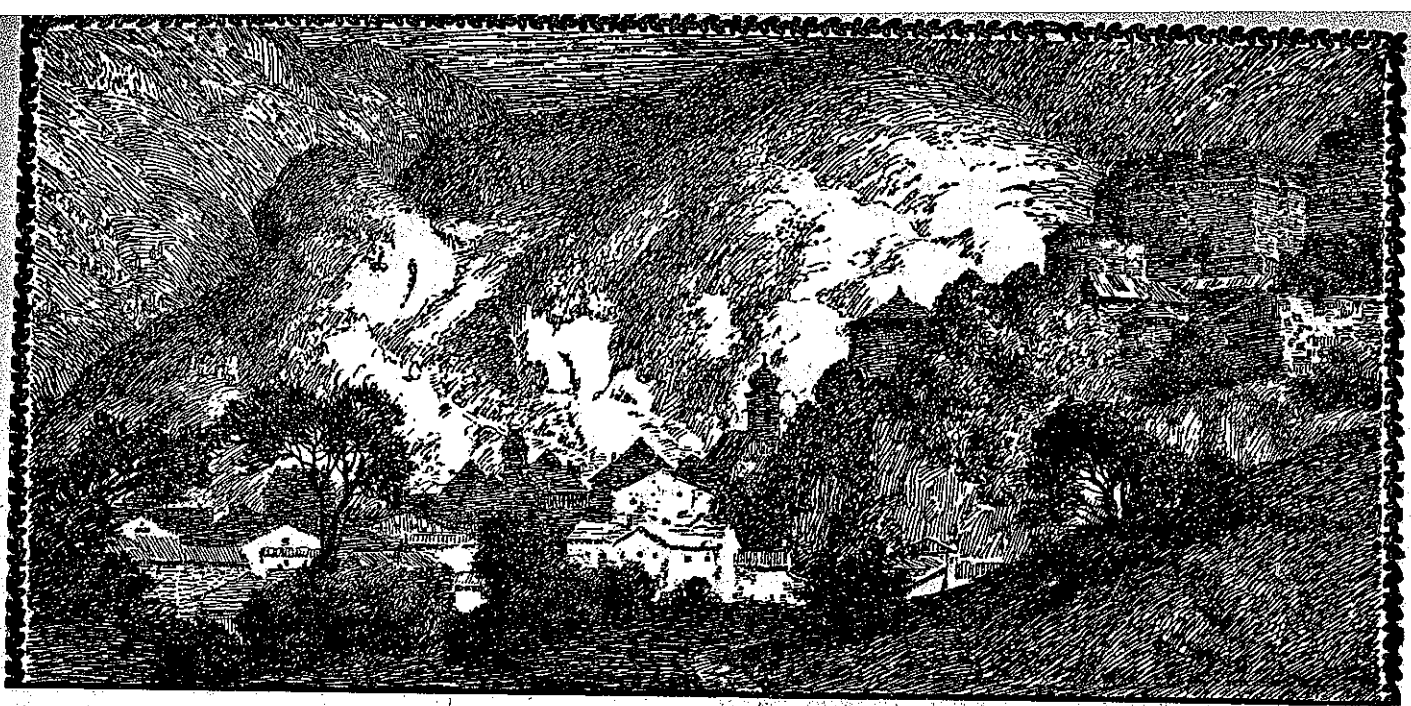
Ein kleiner Bummel im Orte und mancherlei Übung ließ uns die Zeit verrinnen, bis uns ein Auto hinausführte zur Bahn: Sonne und Schnee im Stubai gehörten der Erinnerung an.

Briefkasten der Schriftleitung.

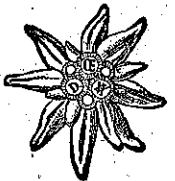
Liebes Mitglied!

Wie wäre es denn, wenn Du wieder einmal an den dächtest, der im Schweiße seines Angesichtes sich müht, für seine „Mitteilungen“ milde Gaben in Form von mehr oder weniger schönen Beiträgen zu sammeln? Raff' Dich auf und bringe zu Papier, was Du in den Bergen erlebt, gedacht, getan hast. Leb'st Du draußen im „Dritten Reich“, so bedenke, daß unsere „Mitteilungen“ besonders gern auch Bergestimmen von jenseits der Grenze vernehmen; du brauchst nicht zu fürchten, daß du „verbotene Ware einschmuggelst“, wenn Du mir wieder einmal etwas Geschriebenes zuwendest. Ich hoffe, daß diese paar Worte genügen, um meinen „Redaktionstisch“ mit Zuschriften zu überhäufen.

Damit empfiehlt sittiglich
Der Schriftleiter Nieberl sich.



Mitteilungen der Sektion Kuffstein des D. u. Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kuffstein, November 1933

Nummer 11

Zum erstenmal in der Silvretta.

Ing. Kurt Heinricher, Baumkirchen.

Eine fast rein landwirtschaftliche Betätigung erfüllte meine Tage, seit ich infolge Krisenzeit nicht mehr beschäftigt war. Groß war meine Sehnsucht nach Bergtoren und neuen Fahrten, doch als Vater einer Reihe Buben und wegen der Ungewißheit alles Kommenden in dieser Zeit hieß es vernünftig sein und sich mit Herbstwanderungen im nahen Gnadenwald und Bettelwurfgebiet begnügen. Da kam eines Tages der Auftrag vom Hauptauschuß des Alpenvereins, die nach Abbrand neu erbaute Saarbrüdenener-Hütte zu besichtigen. Wie ein elektrischer Funke schlug das ein! In die Berge sollte ich, in ein neues Gebiet, das ich lange schon kennen lernen wollte, dem meine Sehnsucht galt!

In Innsbruck holte ich die näheren Weisungen für meine Fahrt, und an einem klaren Föhn-Herbsttage Ende November 1932 fuhr ich über den Arlberg ins „Ländli“. Mittags war ich in Schruns, wo ich mich mit der Baufirma ins Einvernehmen setzte. Den Abend verbrachte ich bei einem Klubbruder, dem Gemeindevater Dr. Waller. Der nächste Morgen brachte eine bittere Ueberraschung, strömenden Regen. Weg war alle Föhnklarheit und Farbenpracht, tief herab hingen die Nebel, und so wurde die Fahrt nach Parthenen im Beiwagen des Motorrades eine kalte und nasse Sache. Im Hotel „Silvretta“ in Parthenen wärmten wir die steifen Glieder mit etlichen „berühmten“ Tees, und dort wurde ich durch Baumeister Nayer auch mit Herrn Architekten Schmoll aus Saarbrücken und seiner Tochter bekanntgemacht, die auch am Wege zu der Hütte waren. Bis nach Vermunt am Stausee der Illwerke marschierten wir getrennt und trafen erst in der kleinen Seewirtschaft, wo wir Mittagstisch hielten, zusammen. Die Wirtsleute und einige Finanzier störten wir beim Tischen. Während der Stärkung wurde man gesprächsweise näher bekannt und ich erfuhr durch Architekt Schmoll auch das tragische Schicksal der alten Saarbrüdenener Hütte. Mit dem Hüttenwirt war er im vergangenen Jahre zur Hütte aufgestiegen, und als man, spät abends dort angekommen, Feuer und Licht machen wollte, fehlten Zündhölzer oder Feuerzeug. Nach

einer kalten Nacht in der ungeheizten Hütte suchte man neuerdings nach Zündhölzern und fand auch endlich ein Zündholz samt Schachtel. Mit diesem tückischen Objekt wurde Feuer gemacht, und nach dem Frühstück entfernten sich beide Herren, der Hüttenwirt zog zu Tal um Bergpflanzung, Herr Architekt Schmoll auf eine Tur. Als er nachmittags gegen die Hütte zurückkehrte, stieg starker Rauch aus dem Kamin. Vom Tal herauf kam gleichzeitig der Hüttenwirt. Man vermutete zuerst neuangekommene Gäste. Als man die Hüttenpforte öffnete, drang starker Rauch heraus, und dadurch, daß die Zugluft nun eindrang, wurde der bisher nur glimmende Brand angefaßt, und in kurzer Zeit stand die ganze, aus Blockwerk gebaute Hütte in Flammen. Zu retten war nichts mehr. Herr Architekt Schmoll verlor einen beträchtlichen Geldbetrag, der ihm verbrannte, ferner den Entwurf zu einem Schiffsführer durch die Silvretta, an welchem er arbeitete und der fast zur Gänze fertig war. Besonders hart war hier der Verlust an Zeitangaben, Höhenmessungen u. dgl., die alle nach persönlichen Begehungen zusammengestellt waren und nun mühsam von neuem gesammelt werden müssen.

Von der Seewirtschaft auf Vermunt zogen wir weiter, den See entlang und dann empor ins einsame Cromertal. Baumeister Nayer und ich voraus, weiter rückwärts folgten Herr Architekt Schmoll mit seiner Tochter und die Tragtiere mit Lebensmitteln, Baumaterialien und unseren Sätern. Schon von Parthenen weg schneite es fast ununterbrochen, am Stausee hatten sich die Nebel einmal kurz gehoben und eine schöne Seespiegelung gezeigt, dann umgab uns wieder Nebel und Schneetreiben. Ueber die Schifflanellaalpe stiegen wir den „Schwarzen Böden“ oder, wie sie hier sagten „Schwarza Böde“, zu, wo die Seilbahn beginnt, die zur Hütte hinaufzieht. Im ruhigen, gleichmäßigen Gehen, bei gegenseitigem Erzählen, war mir der Weg bis hieher sehr rasch vergangen, besonders da man mir Schier und Rucksack auf die Tragtiere verladen hatte und ich so lastfrei leichter stieg. Hier erwarteten wir die Nachkommenden, die ziemlich lange ausblieben, da eines der Tragtiere im Schnee abgerutscht war und erst mühsam, nach Abnahme der gesamten Last, wieder auf den Weg gebracht werden

konnte. Kurzes Aufreißen erlaubte einen Blick zur Hütte empor, die, angeschmiegt an die Felsen des kleinen Vigners, lustig ins Land schaut. Soviel sah ich schon jetzt: ein herrlicher Hüttenplatz! Und da hatte ich den umgebenden Bergkranz noch nicht geschaut! Die erstellte Seilbahn führte mit zwei Stützen knapp neben der Hütte empor. Sie hatte schon jetzt beste Dienste während des Baues geleistet, denn nur mit ihrer Hilfe war es möglich, den Bau, der erst im August begonnen wurde, schon jetzt (Ende November) unter Dach und auch innen schon weitestgehend vorgeschritten zu finden. Die Seilbahn soll aber auch nach Bauende bestehen bleiben und zur Proviant- und Gepäckslieferung verwendet werden, sowie einer Quelle, die neben der Talstation liegt, bestes Trinkwasser entnehmend, dieses für durstige Seelen und Antialkoholiker zur Hütte befördern. Nur einen Mangel hat die Bahn: für Personenförderung ist sie nicht mit den vorgeschriebenen Sicherheitsvorrichtungen versehen. Und so muß jeder sein bergsteigerisches Können und seine Leistungsfähigkeit nochmals aufrufen, um diesen letzten und richtigen „Hüttenchinder“ zu bewältigen. So ging's auch uns, und bei einbrechender Dämmerung traten wir endlich in die gastliche Hütte, wohligh durchwärmt von der bereits im Betrieb stehenden Warmluftheizung.

Bald saßen wir bei wärmendem Getränk und guter Ätzung, woran sich noch ein gemütlicher Hüttenabend anschloß. Man erzählte und berichtete gegenseitig, kränzte alpine Erinnerungen aus, und ich erhielt vor allem reichlich Aufklärung über die Geschichte der Hütte und über das sie umgebende alpine Gebiet. Dabei übten Herr Architekt Schmoll und sein Fräulein Tochter Anneliese für die Sektion liebenswürdigste Gastfreundschaft aus. Auch der Humor kam zu seinem Rechte, da die anwesenden Arbeiter plötzlich als Paraber-Jazzband-Kapelle auftraten. Das einzige richtiggehende Instrument war ein „Fokshobel“, weiter diente ein Schrupper zum tafelmäßigen Schaben am Boden, eine Gießkanne als Trompete, ein Nudelsieb mit Bohnen drum, die geschüttelt wurden, ein Besenstiel, der mit einem Holze abgeklopft wurde, zur besonderen Verschönerung der Klangformen. Um das Dienstliche nicht ganz zu vergessen, wurde allein und mit Architekt Schmoll noch ein Rundgang durch die Hütte unternommen, und als die meisten schon zur Ruhe gegangen waren, saß ich noch mit Baumeister Mayer zusammen und ließ mir von der Ausführung des Baues und einzelnen Besonderheiten desselben berichten. Schließlich landeten auch wir beide wieder, bei gutem Tiroler Rotwein sitzend, bei den Kriegserinnerungen, die uns beide als ehemalige Kaiserjäger fast bis Mitternacht festhielten. Draußen schneite es weiter, und so schien auch für den nächsten Tag nicht viel verloren.

Nachts erwachte ich. Vom Fenster kam heller Schein. Mondlicht? Ich sprang zum Fenster und — da erlebte ich vielleicht die schönste Stunde dieser Bergfahrt. Nach allem bösen Wetter, nach Nebel, Regen und Schneefall, nach allem vergeblichen Hoffen und Wünschen, die umgebenden Berge zu sehen, wurde ich jetzt durch ein herrliches, weihelvolles Bild für meine „Ungebuld“ belohnt. Der ganze Kranz der nördlichen Berge, Lechtaler und Ferwallgruppe, und vor allem die nähere Umgebung in blendendem, mondlichtgrünem Weiß, besonders schön hervortretend die stolze Form des Batteriol und der weiche Gang der Valüla bei der Bielerhöhe. Und dies alles nach unten durchgehend scharf abgegrenzt durch eine Nebelschichte, die vielleicht 100 bis 200 m unter der Hütte lag und die Täler und Tiefen überdeckte. Und ich saß lange beim Fenster und schaute und freute mich an der Großartigkeit dieses Bildes.

Nach dem Erwachen am Morgen bot sich ein ähnliches Bild, nur in Tageshelle. Die Nebelschichte war teilweise zerrissen und erlaubte Blicke in die Täler, nach Vermunt mit seinem grünen Stausee und ins Montafon.

Herr Architekt Schmoll lud mich zu einer Halbtagsstour „Rund um den kleinen Vigner“ ein, welcher Einladung ich auch Folge leistete, obwohl ich eigentlich zuerst den dienstlichen Teil meines Hierseins erledigen wollte. Doch es war deutlich zu sehen, daß das bessere Wetter nicht lange anhalten würde, und da Herr Schmoll versicherte, daß wir bis Nachmittag wieder zurückkehren würden, so packte ich rasch meinen Rucksack, und nach einem guten Frühstück wurde abmarschiert, zuerst in der Richtung gegen die Seegletscherlücke, westlich vom Großen Seehorn, dann später rein westlich empor zur Bökkingscharte. Der steile Gang wurde zuerst in größeren, dann in kürzeren Schritten erklimmen, wobei ziemlich Vorsicht nötig war, da auf dem spärlichen Altschnee und teilweise auf dem Rasen der Neuschnee schlechten Halt hatte. Lawinengefährlich war's wohl nicht, weil die Schneelage noch zu gering war, immerhin hätte man mit einem kleinen Schneebrett eine ungewollte Abfahrt machen können, die einen um alle aufgewendete Mühe gebracht hätte. Es war entschieden Föhnwetter und es blies auch stoßweise ein scharfer Wind von Süden her, der auf Spitzen und Gratens Schneefahnen wehen ließ, die besonders am Seehorn, am Großen Vigner, dieser kühnen Felsgestalt, und am überfirnten Vignersattel in ständigem, wechselvollem Wandel waren. Ueber dem Vignersattel erschienen im Aufsteigen immer mehr Spitzen aus dem Zentralreich der Silvretta, so der Hauptgipfel Biz Buin, die Dreiländer Spitze, und besonders schön die von Fr. Schmoll freudig begrüßte, ihr wohlbekannte Schneeglode, ein herrlicher Schneegipfel, wie schon ihr Name sagt. Auf der Scharte empfing uns der Wind noch besser, so daß wir nach kurzem Umblid bald auf die andere Seite zum Cromerferner hinunterquerten und diesen in großem Bogen oberhalb einiger Querspalt durchspurten. Vor uns lag die Plattenspitze, vor ihr der Schweizerferner und über Cromertalscharte—Plattenscharte lugte die schöne Spitze der Sulzfluh herein. Nach Querung des Gletschers und im weiteren eines Bergsturzes, der von der Cromertalspitze vor einigen Jahren auf den Rücken des Ferners abgegangen war, mußte in steilerem Anstieg eine kleine Schneefuppe erklimmen werden, deren Rücken Cromer- und Schweizerferner voneinander trennt. Der Wind kam hier nicht so zur Wirkung, und so konnten wir hier ruhiger den Umblid genießen, und ich hörte gerne den erklärenden Worten von Herrn Schmoll zu, der mich als liebenswürdiger Hausherr im Gebiete mit allem, was man in näherer und weiterer Ferne sah, vertraut machte. In Mitte der beiden Ferner stehend, erklärte er mir auch die verschiedenen Abfahrtsmöglichkeiten auf beiden Fernern, die Uebergänge in anliegende Täler, und ich gewann so ein einprägliches Gesamtbild über die Gruppe, das für jeden Bergfreund, der nicht nur in die Berge geht, um „auch dort gewesen zu sein“, sondern der Wissen und Können bereichern will, der den Aufbau des Gebirges und den Verlauf der Täler sich einprägen möchte, von großem Werte ist. Es ist nichts so sehr zu schätzen, als eine liebevolle Einführung in ein neubesuchtes Gebiet, da man so rascher mit der Umgebung vertraut wird; und hier muß ich mit besonderer Dankbarkeit an Herrn Schmoll und sein Fr. Tochter denken, die mich zu dieser prachtvollen, abwechslungsreichen Skiwanderung eingeladen haben und mich unterwegs mit der Liebe der wirklichen Bergfreunde auf alles Schöne, Wissenswerte und Interessante aufmerksam machten. Vor Tagen noch einander fremd, waren wir auf dieser Wanderung rasch einander nähergetreten und das einigende Zeichen des Edelweißes hatte uns bald in gleicher Liebe um die Berge und die deutsche Heimat verbunden, Vater und Tochter aus dem Saarlande und mich, den Tiroler.

Wir querten nun über den Schweizerferner hinüber zur Cromertalscharte, und dort empfing uns der Südwind mit wilden Stößen und warf uns Schneestaub und Eiskristalle ins Gesicht. So war ein längeres Verweilen

nicht möglich, aber immerhin erhielt ich noch rasch die notwendigsten Erklärungen. Im Südwesten, in schweizerischen Landen, leuchteten die Berge und befrigten Häupter im klarsten Sonnenschein, während wir über uns bedeckten Himmel hatten. Beherrschend in der Mitte eine schöne, weiße Spitze, die Weißfluh bei Klosters.

Wir rüsteten zur Abfahrt über den Schweizergletscher, da ein längeres Verweilen auf der Scharte nicht angenehm war. Voran Herr Architekt Schmoll als der mit dem Gelände Vertraute, dann Fr. Anneliese und zum Abschluß ich. Ich ließ guten Vorsprung, um mit den Lawinschnüren meiner Vorläufer nicht in Streit zu kommen. In feinen, großen Bögen ging es über den harmlosen, spaltenarmen Ferner hinab, nur schon im unteren Teil des Ferners querte ich senkrecht eine verschneite, aber doch gut sichtbare Längsspalte. Bald war der Ferner hinter uns und in flotter, unschwerer Fahrt ging's durch die Moränenmulden bis zu dem Abbruch, mit welchem das Cromental zur Schifanellaalpe abfällt. Dieses Steilstück wurde vorsichtig und langsam genommen, besonders da Nebel einfiel und durch das Streulicht ein Erkennen des Geländebauers unmöglich war. So kostete dieses letzte Stück noch ein paar gute „Sterne“ und ich mußte mir gestehen, daß meine Fahrkunst weit hinter der von Fr. Anneliese zurückstand. Ich war froh, als ich auf die Spur traf, die von der Schifanellaalpe zu den „Schwarzen Böden“ emporführte, und ich so wieder bekanntes Gelände vor mir hatte. Bald waren wir bei der Talstation der Seilbahn und schickten uns mit einem Stoßseilzug zum letzten Hüttenhinder an. Um zirka 2 Uhr nachmittags waren wir unter Dach und damit diese lehrreiche und eindrucksvolle Fahrt „Rund um den Kleinen Vikner“ beendet.

Nach einer Auffüllung der leeren Mägen wurde der Nachmittag dazu benützt, um den baulichen Zustand der Hütte gemeinsam mit Architekt Schmoll einer genauen Ueberprüfung zu unterziehen und danach gewisse Vorschläge zu Ergänzungen und Verbesserungen festzusetzen bezw. einen Bericht über den Befund des Bauzustandes für den Hauptauschuß des Alpenvereines zu verfassen. Das allgemeine Ergebnis der Besichtigung war jedenfalls ein recht zufriedenstellendes und stellte der Baufirma Mayer in Schruns kein schlechtes Zeugnis aus. Einzelne ergänzende Vorschläge für Abdichtung gegen Feuchtigkeit, guten Abschluß des Dachraumes u. dgl., wurden gemacht, desgleichen einiges bezüglich der Inneneinrichtung. Mit besonderem Interesse besichtigte ich die Einrichtung der Warmluftheizung. — Der Abend brachte wieder alpine Jazzmusik, Kreuzworträtselraten, Erzählen und ein doch etwas früheres „Zur-Ruhe-Gehen“ als am Vorabend. Für den nächsten Tag waren bei schönem Wetter vormittags noch zwei Schifahrten beabsichtigt, eine zur Seegletscherlode, die andere zum Viknerfattel.

Nun, der Himmel wollte es anders. Am nächsten Morgen schneite es flott in großen Kloden, und dichter Nebel lag um die Hütte. Bis Mittag konnte ich noch zuwarten, dann aber mußte ich an die Talfahrt denken, damit ich meinen Bericht an den Hauptauschuß rechtzeitig abgeben konnte. Das Heimfahren, zurück in den Altag, ist immer der weniger schöne Teil einer Bergfahrt. Für mich sollte er außerdem noch mit allerhand kleinen Abenteuer verbunden sein. Ich nahm von Architekt Schmoll und von Fr. Anneliese herzlichen Abschied und bedankte mich noch für die lebenswürdige Aufnahme und Gastsfreundschaft. Auch von Baumeister Mayer, dessen gebiegene fachliche Kenntnisse ich schätzen gelernt hatte, verabschiedete ich mich und ging dann mit meinem Rucksack und den Brettern hinaus in den dichten Schneewirbel. Knapp unter der Hütte schnallte ich an. Und nun begann eine Abfahrt, wie ich sie meines Wissens und Erinnerns höchstens in der Anfangszeit meiner Schifahrerlaufbahn durchgeführt habe, jetzt aber schon lange nicht mehr. Man sah kaum drei Schritte weit, so dicht war

der Nebel, man wußte nicht, ging es auf- oder abwärts. Das dicke Schneegestöber verlegte sofort meine Brillengläser, nahm ich diese ab, so konnte ich die Augenlider kaum offen halten, weil die Schneeflocken, vom Winde heftig herangeweht, auf den Augenlidern direkt schmerzten. Vorsichtig tastend fuhr ich weiter, auf einmal gingen die Schier davon, einen Steilhang hinab. Nach diesem Sturze am Ende einer Saufahrt hielt ich mich mehr nach links, da ich hoffte, so zu den Seilen und Stützen der Seilbahn zu kommen und dadurch für das Zurfinden einen Anhaltspunkt zu bekommen. Einmal riß der Nebel auf und ich sah nicht weit links vor mir eine der Stützen. Also nun wieder mehr nach rechts halten! Da ich das Gelände rasch etwas überblickt hatte, fuhr ich flotter drauflos, trotzdem wieder Nebel und Schneetreiben einsetzte. Gerade hatte ich noch die Bretter geschoben und meinte, es ginge aufwärts, da gingen sie mir davon und schon spürte ich auch an den Füßen keine Führung mehr, schwebte, sank in die Tiefe, stieß unsanft auf und rutschte in Mitte einer gleitenden Schneemasse über einen Steilhang ab. Schließlich kam ich mit der Schneemasse zum Stehen. Ich war nach diesem sehr rasch durchlebten Ereignis zuerst etwas benommen und „dasig“ und hatte vorerst einmal fest zu arbeiten, um mich aus den Schneemassen zu befreien, in denen ich bis zu den Hüften steck. Bei einem Schi war ich aus der Bindung gekommen, was mir das Freimachen erleichterte. Immerhin hatte ich lange zu tun, bis ich die Füße freibekam, dann auch den anderen Schi ausschäufeln konnte. Unterdessen hatte der Nebel wieder kurz aufgerissen und ich sah erst, wie all das gekommen war. Ueber eine verschneite Felsnase war ich in die Luft hinausgefahren und landete zufolge der Schwere 8—10 m darunter in einem plattigen Felshang, auf dem ich eine kleine Lawine zum Abgehen brachte. Nun ich herauken war, stand ja alles gut. Immerhin hätte die Sache für mich als Alleinfahrer gefährlich werden können. Vorsichtig, sehr vorsichtig aus der gemachten Erfahrung heraus, fuhr ich dann weiter und erreichte bald die Talstation der Seilbahn und damit die im Schnee kenntliche Wegspur der Tragtiere. Von dieser wich ich nur nicht mehr allzuweit ab, um mir das Zurfinden zu erleichtern und rascher vorwärts zu kommen. Hatte ich doch von der Hütte bis zur Talstation fast eine Stunde gebraucht, während man sonst sicher in einigen Minuten die Strecke durchsaut.

Ich tastete von nun an sehr vorsichtig weiter und hielt mich scharf an die vorhandene Wegspur. Je mehr ich mich dem Stausee in Vermunt näherte, desto mehr ließ das Schneetreiben nach und desto mehr zerriß der Nebel. Als ich knapp vor dem See den Mullis mit ihren Treibern begegnete, war der Nebel über mir.

In der Seewirtschaft wollte ich zutreffen, doch war sie versperrt. So schob ich meine Bretter gleich weiter, und in sehr langsamer, ob des patigen Schnees gemütlicher Fahrt ging es das Fahrsträßchen von Vermunt nach Parthenen hinunter. Knapp bevor ich den Talboden bei Parthenen erreichte, mußte ich wegen zu dünner Schneelage abknallen. Im Hotel Silvretta nahm ich eine Stärkung ein und fuhr mit dem Postauto dann nach Schruns. Dort regnete es wieder reichlich vom Himmel herab. Ich verabschiedete mich rasch von meinem Klubbruder Dr. Wasser und der zweite der Gebrüder Mayer führte mich mit dem Motorrad nach Bludenz. Dort besprach ich noch mit dem Baumeister das Ergebnis meiner Hüttenbesichtigung, erwähnte verschiedene kleine Beanstandungen und bauliche Vorschläge. Unter dessen waren zwei Klubbrüder, ein Zahnarzt und ein Ingenieur, die ich telephonisch herbeigerufen hatte, gekommen, um mit mir bei einigen Vierteln den Abend bis zur Abfahrt meines Zuges nach Mitternacht zu verbringen. Da wurden alte Erinnerungen aufgefrischt und Zukunftshoffnungen für das Schicksal unseres schwer ge-

prüften Volkes laut. — Die zwei Freunde hatten mich zur Bahn begleitet. Ich hatte ein Abteil für mich und schlief glänzend, so daß ich erst knapp vor Innsbruck erwachte. Es regnete wieder in Strömen, und so ertrug ich's leichter, wieder im Tale zu sein. —

So war die Bergfahrt zu Ende. Eigentlich keine besondere Leistung, nicht einmal eine Spitze hatte ich gemacht! Und doch ein Erlebnis. Die föhnigen Herbsttage, Regen, Schneefall, Nebelziehen, die lieben, gleichgesinnten Menschen, denen ich begegnet war und mit denen ich näher bekannt geworden, sie alle ziehen im Geiste an mir vorbei und fügen sich nochmals zu dem laufenden Bild, das mir als liebe Erinnerung im Geiste geblieben ist. Die Menge des Erlebten gibt in ihrem Zusammenhange ein Gefühl der Befriedigungen, daß man aus dem herrlichen Gottesgarten wieder einen neuen Abschnitt kennengelernt und ihn in sich aufgenommen hat. Und da ist man ja bei unleren Zeiten um jede Neuerobung doppelt froh, weil man aus Sparsamkeitsrücksichten seine Reise- und Wandersehnsucht nicht so zufriedenstellen kann wie zu früheren Zeiten und dann manchmal fast sorgend sieht, wie das Leben weiterrückt und man gebunden ist und nicht so viel sehen kann als man gerne möchte. Eines war an dieser Fahrt besonders schön und erfreulich, nämlich der Kreis der Menschen, mit denen ich während der viertägigen Tour zusammentraf. Wie freudig war das Zusammensein mit den Freunden vom Ad. Alpenklub Innsbruck in Schruns und Bludenz! In den Gebrüdern Baumeister Mayer hatte ich zwei sehr nette, erfahrene und solid arbeitende Baufachleute kennengelernt. Und Herr Architekt Schmoll und sein Fräulein Tochter waren eine besonders wertvolle Bekanntschaft. Hatte ich in Herrn Architekt Schmoll einen sehr erfahrenen Baumeister und gleichzeitig auch erprobten, kenntnisreichen Alpinisten kennengelernt, der trotz seines Alters noch mit Ausdauer und wirklicher Forscherliebe unsere Berge durchwandert, so war mir in seiner Tochter Frä. Ameliese jener Typus der deutschen Frau gegenübergetreten, den wir ob seiner schlichten Gradheit und klaren Offenheit, verbunden mit einer feinen hausfräulichen Art, so sehr lieben, und der dem Erleben in diesen vier Wandertagen etwas beibrachte, das wie ein schöner Blumenschmuck wirkte, an dem man seine Freude hat.

So war diese erste Fahrt ins Reich der Silvretta zwar keine alpin besonders großartige Leistung, aber sonst ein in sich harmonisch abgerundetes Erlebnis von sehr abwechslungsreicher Art, das ich gerne und dankbar in meine Erinnerungsmappe lege.

Wundermusik im Gebirge.

Hermann Knopp, Berlin-Steglitz.

Durch einen Aufsatz in der „Deutschen Zeitung“ Berlin wurde ich neulich zur Niederschrift zweier Erlebnisse veranlaßt, die auch im Abdruck in genannter Zeitung erschienen. Da der Stoff durch Ereignisse im Gebirge gegeben wurde, so glaube ich, würde die Schilderung sich auch für unsere „Mitteilungen“ eignen.

Zwei Erlebnisse bescherten mir einst Musik einer ungewöhnlichen, unvergleichlichen Art.

Zum ersten. Es war in den letzten Märztagen 1914. Auf der Fuchsbaude im Riesengebirge saßen wir Schiläufer seit mehreren Tagen bei heftigem Schneetreiben fest. Nebelfahrten in die Zehgründe und Eierkuchenessen in der Baude halfen die Langeweile vertreiben. Da wurde es endlich kalt, das Schneetreiben hörte auf und die sternklare Nacht versprach einen schönen Tag. Noch war die Sonne nicht heraufgekommen, als wir am Morgen auf dem Fuchsberg standen. Doch als wir zu den hinteren Nemerbauden abzufahren, kam sie strahlend herauf und vergoldete den tiefverschneiten Wald.

Hier begann das Wunder, das wir an diesem Tage erleben sollten. Von den Spitzen der Tannen fielen, anfangs vereinzelt, dann immer zahlreicher, Schmelztropfen, die im Sonnenlichte wie Diamanten funkelten, und bald blitzte und leuchtete ein Millionenchwarm kleiner Sternschnuppen um uns her. Unwillkürlich hielten wir die Bretter an. Da ertönte erst ganz leise, dann immer heller und vielschichtiger ein wunderbares Klingen durch den Wald.

Eine mächtige Aeolsharfe schien in den Wipfeln zu singen. Bald entdeckten wir die Ursache. Die herabfallenden Tropfen schlugen auf die vereisten Zweige und Zweiglein und brachten diese wie die Bretter eines Anlophons zum Klingen. Wie Sphärenmusik, einer anderen Welt entstammend, tönte es in das Lichtgefunkel hinein. Tief ergriffen lauschten wir den himmlischen Klängen. Doch nur allzusehnell endete das wunderbare Schauspiel. Die höhersteigende Sonne löste bald größere Schneeballen von den Bäumen. Der Lärm der herabstürzenden Massen übertönte das Klingen und wir mußten, um den Schneegüssen zu entgehen, den Wald verlassen und über baumlose Hänge die Fahrt fortsetzen.

Mein zweites Erlebnis, zwar anderer Art, aber ebenso unvergleichlich auf Auge und Ohr wirkend, hatte ich in den Alpen.

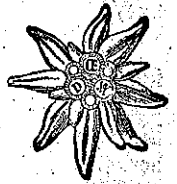
Im Sommer 1915 lag mein Truppenteil als Grenzschutz im oberen Fedajatal an der Nordseite der Marmolata. Unsere Stellung bei den Trümmern des Bamberger-Hauses war ausgebaut. Verhältnismäßig ruhig vergingen die Tage. Nur Artilleriefener in größeren Zwischenräumen unterbrach die Stille, selten Gewehrschüsse. Wir hatten uns daran gewöhnt, die eigenen und die feindlichen Batterien zu kontrollieren und Abschuß sowie Ton jedes Schusses war uns bekannt. Der „Frosch“, ein österreichisches Schnellfeuergeschütz über uns, „Max und Moritz“, unsere Kanonen am Bernel, die „Lafschbatterie“ der Italiener hinter dem Fedaja-See waren die täglichen Konzertmacher.

An einem der letzten Julitage war uns ein wundervolles Alpenglühen beschieden. Wie eine himmelhoch leuchtende Flamme hatte die gewaltige Wand der Civetta in der Stille des dämmernden Abends gestanden. Die Lieder der österreichischen Kanoniere, die Gesänge und Jodler unserer bayerischen Jäger verstimmten, und andachtsvolles Schweigen herrschte, als das ergreifende Farbenspiel des Bergstimmens von den aus den Tiefen aufsteigenden Schatten allmählich ausgelöscht wurde. Gespenstisch grau stand die Wand vor dem dunklen Nachthimmel.

Da zerriff eine mächtiger Knall die Stille. Grollend heulte es von Osten heran, schlug krachend vor der Stellung in die Erde und schleuderte unter gewaltigem Getöse Felsbrocken und Rasenstücke empor. Von den Bergwänden, aus den Schluchten kamen Echo und Nachhall in rollendem, sich immer wiederholendem Donner hinterher. Die Italiener hatten aus einem neu in Stellung gebrachten Geschütze schweren Kalibers (15 cm) den ersten Schuß abgegeben. Es war das Angriffssignal. Bald dröhnten von allen Seiten die Geschütze und heulend fuhren die Geschosse über uns hin. Das Taden und Gerassel der Maschinengewehre mischte sich ein, dazu das Aufblaffen unserer Karabiner und das Knallen der Gewehrschüsse. Eine urgewaltige Symphonie ward daraus durch den Widerhall, gespielt auf einer Riesenorgel, die sämtliche tiefen Register gezogen hatte. Trotz der Erregung, die der erste energische Angriff des Gegners bei mir hervorrief, mußte ich doch diesem eigenartigen, noch nie vernommenen Konzerte lauschen, das Entsetzen und Bewunderung hervorrief. Kaum eine Stunde wahrte es. Dann verhallte auch der letzte Schuß und stumm ward es um die schimmernden Hänge der Marmolata.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D. u. Oe. Alpenvereins



6. Jahrgang

Kufstein, Dezember 1933

Nummer 12

Bergfahrten im Gesäuse u. Hochschwab

Hans Peter.

I.

„... und wenn Du Dir die Berge der grünen Steiermark auch einmal anschaußt, so wird Dich das bestimmt nicht reuen. Dann kannst Du auch Dein Versprechen einlösen und Freund Kröll auf der Sonnshütte besuchen.“

So ähnlich lautete der Brief, den ich im August vorigen Jahres von meinem Bergkameraden Stöhr aus Graz erhielt. Ich hatte zwar vor, einige Wochen in die Dolomiten zu gehen, warf aber auf diese Einladung hin meinen Plan um und fuhr am 1. September nach Steiermark. In Selztal erwartete mich der Gefährte. Spät abends langten wir in Gtatterboden an, wo wir unsere von der langen Bahnfahrt durchrüttelten Leiber alsbald zur Ruhe legten.

„Kommt das Blätschern von einem nahen Brunnen oder ist es Regen?“ Diese Frage stellte mein Bettnachbar an mich, als ich mir am nächsten Morgen im Hotel Gtatterboden den Schlaf aus den Augen rieb. Es regnete. „Wenn's da einmal einhängt, dann bleibt 's Wetter acht Tage schlecht“, prophezeite Stöhr. Ein schöner Trost!

Um den Tag nicht ganz tatenlos zu verbringen, wanderten wir nach dem Frühstück nach Johnsbad, um das Grab Gustav Jahns zu besuchen. Weit herab hingen die Wolken und legten Wald und Feld in ein düsteres Grau. Vom Johnsbacher Friedhof, von dessen Schönheiten ich schon öfters gehört hatte, war ich völlig enttäuscht. Mag sein, daß das trostlose Wetter hiezu etwas beigetragen hat. Was einen Bergfriedhof besonders stimmungsvoll macht, das schmiedeeiserne Kreuz, fehlt dort.

Als wir gegen Mittag zurückkehrten, klärte es auf. Langsam hoben sich die Nebel von den Gesäusebergen, deren Nordflanken sich in starrer Wildheit vor uns auf türmten. Dedstein-Nordflanke, Hochtor-Nordwand und Planspitz traten hervor, einer wuchtiger und abweisender

als die anderen. Beim Anblick dieser Größen wurden wir ziemlich kleinlaut.

Am Nachmittag waren wir unterwegs zur Haindlkarhütte. Man muß eine gute Spürnase haben, will man den Weg dorthin finden, der sich größtenteils durch ein ausgetrocknetes Bachbett windet. Keine Tafel, keine Markierung, nur hin und wieder weist ein Steinmann die Richtung. Wir hatten es nicht eilig. Heute konnten wir so wie so nichts mehr unternehmen und zur Hütte war es nicht weit. Stundenlang lagerten wir im Grale und schauten hinauf zu den gewaltigen Wänden, die wenig ihresgleichen haben, und studierten den Durchstieg durch die Hochtorwand, die wir für morgen vorhatten.

In der Haindlkarhütte mußte heute Knödltag gewesen sein. Ueber der Eingangstür hingen an einer Spagatschnur, wie Perlen gereiht, mindestens ein Duzend Knödel; einen hatte man auf die Spitze des Blichableiters aufgespießt. Von den Wandern, die zu dritt in der Hütte hausten, erfuhren wir, daß sie Zwetschkenknödel gekocht hatten, die ihnen etwas mißlungen seien. Einer von den dreien war gerade damit beschäftigt, einen alten Hut auf den Hinterteil einer arg durchlöchernten Hose zu nähen. „Sessas, der Feiertag, Heil dir!“ Stöhr hatte einen Bekannten getroffen. Als dieser hörte, daß ich aus Kufstein sei, war seine erste Frage: „Was macht die Bergsteigermutter, Frau Schrott?“ — „Der geht es ganz gut“, log ich, obwohl ich es gar nicht wußte, da ich schon zwei Jahre nicht mehr zur Gaudeamushütte gekommen war. — „So gut aufgehoben war ich noch nirgends, wie bei Mutter Schrott“, meinte Feiertag. Natürlich erkundigte ich mich, welche Turen er im Kaiser gemacht habe.

„Ja, den ersten Tag sind wir über die Nordwestwand der Kleinen Halt auf die Ellmauer-Halt und über den Kopfstörlgrat hinab zur Gaudeamushütte, am zweiten Tag machten wir die Fleischbank-Ostwand und den Südostgrat aufs Kirchl, und als Abschluß die Kirchl-Westwand.“

Mein Nähtungs-Barometer war stark gestiegen. Am Abend saßen wir vor der Hütte. Das letzte Leuchten

war schon längst über die Berge gezogen. Die Wände ringsum starrten ernst und grau in den Nachthimmel. In den Latschen raunte und rauschte der Jochwind; dann und wann rieselten irgendwo Steine, und der Hüttenbrunnen plätscherte und wir träumten.

„Hoffentlich steht das Wetter nicht schon wieder um; im Westen ist es nicht ganz geheuer“, meinte Stöhr. — „Morgen hält's noch aus“, behauptete einer, und im Glauben an diese Prophezeiung legten wir uns aufs Ohr.

Um 3 Uhr früh wurde es nebenan lebendig. Die drei wollten die Nordwand auf den Peternschartenkopf machen und hatten drei Stunden bis zum Einstieg. Teller klapperten, Schlosserei klirrte, im Herde krachte das feuchte Nadelholz und um 4 Uhr rauschte der Regen aufs Hüttendach. Nach einigen Verwünschungen krochen die drei wieder unter ihre Decken. „Mein schönes Innsbrud am grünen Inn!“ Feiertag spielte es sich als Schlummerlied auf seiner Mundharmonika.

Um 5 Uhr hielt ich Ausschau nach dem Wetter. Trostlos! Eine Stunde später trieb ich Stöhr vom Lager. „Im Westen hellt es auf, vielleicht wird's doch noch“, meinte ich, obwohl ich selbst nicht daran glaubte.

Durch nasse Latschen querten wir zum Peternpfad hinüber, dann ging es über steile Schutthalde hinan. Wenn jemand vielleicht glaubt, daß die Wege zu den Einstiegen in die Gefäuselwände so einfach sind wie im Kaiser, der irrt sich. Auf der Suche nach dem Zahn-Zimmerweg waren wir zu weit nach rechts geraten und mußten uns lange durch nasses Latschengestrüpp durchschinden, nachdem wir wegen des unlicheren Wetters auf die Pfannl-Maischberger-Rute verzichtet hatten.

Grauschwarze Wolken wogten über uns auf und nieder, wirbelten wild durcheinander, ballten sich an den Wänden und zerlossen. Dann tauchten schredhafte Felsgestalten und nasse Plattenhöfse auf und verschwanden, wenn wieder neue Nebelschwaden daherstürmten. Beim Einstieg gab es ein kleines Wortgefecht. Stöhr wollte ihn nach dem Führer mehr links, ich rechter Hand haben. Ich ließ ihn mit seinem Führer stehen und stieg rechts, da man mir in der Hütte geraten hatte, mich nahe an den Ueberhängen des Haindlkarturnes zu halten.

Als wir uns nach zweistündiger Kletterei zu einer ausgiebigen Kaste niederließen, merkten wir erst, daß sich das Wetter inzwischen gebessert hatte. Tief unten lag das grüne Einstal im Sonnenschein, während um die Gipfel noch dunkle Wolken brandeten. Der Zahn-Zimmerweg quert die ungeheure Plattenwand des Hochtors von rechts nach links und mündet fast unmittelbar auf dem Gipfel. Er gilt als der landschaftlich schönste Anstieg in den Gefäuselbergen. Um 2 Uhr standen wir auf dem Gipfel. Da wir aber einen sehr langen Abstieg vor uns hatten, machten wir uns bald wieder auf den Weg.

„Ich kann nicht versteh'n, daß der Klammer den Abstieg zum Peternpfad schwer gefunden hat“, sagte ich zu meinem Gefährten, als wir auf grün markiertem und versichertem Steig bergab eilten. — „Du, wir haben uns verhaut!“ Dieser Ausruf entfuhr mir, als wir um eine Ecke bogen und mit einem Male eine ganz fremde Gegend vor uns hatten. Kehrt euch zum Gipfel! Ueber zwei Stunden mußten wir gratauf, gratab wandern, bis wir zum Peternpfad kamen. Klammer hatte doch recht gehabt.

In der Haindlkarhütte war für heute abends ein Treffen des Oesterr. Gebirgsvereines angelegt, weshalb wir Reihhaus nahmen. Am nächsten Tage entführte uns die Bahn von Gtatterboden nach Eisenerz.

II.

„Viereinhalb bis fünf Stunden ist es zur Sonnenschielhütte“, hatte uns der Hausknecht des Gasthauses „Zum Hl. Geist“ in Eisenerz gesagt. „Diesen Esel soll der Teufel holen!“ fluchte ich, als wir nach siebenstündiger Wanderung noch nicht am Ziel waren. Aber schließlich hat alles einmal ein Ende, so auch dieser Weg über die weite Hochfläche des Hochschwab. Es war kurz vor dem Znacht, als uns der Hüttenwirt auf Sonnenschi die Hand zum Gruße bot. Er ist mein Jugendfreund. Von seinem Vater, der ein hervorragender Bergführer war, hatte ich das erstemal vom Totenkirchl erzählen gehört. Im Stillupgrund besaß der Alte eine Alpe; dort hauste seine Familie den Sommer über. Viele meiner freien Tage habe ich dort verlebt; es waren die schönsten in meiner Jugend.

Am Abend saß ein zünftiges Kleeblatt beieinander. Mein Kriegskamerad Bauer, mit dem ich aus welscher Gefangenschaft durchgebrannt war, Freund Stöhr, mein langjähriger Turenbegleiter, und der Hüttenwirt Michl. Bei einem Biter echten Tirolers ließen wir die alten Zeiten wieder aufleben.

Blauer Himmel spannte sich über dem Hochschwab, als wir am nächsten Morgen dem Kleinen Ebenstein zuwanderten. Ringsum läuteten die Glocken der weidenden Kühe und von den Lannenwipfeln tönte das Tschipp-Tschipp der Kreuzschnäbel, die sich dort futternd in den Zweigen wiegten. Alles prangte golden in der Herbstsonne. Sonnenschi führt seinen Namen mit Recht. Eine Stunde später saßen wir beim Einstieg zum Ostgrat der Schaufelwand. „Ein Kühnes Felsgebilde, das von Ebenstein aus so schmal wie eine aufgestellte Schaufel aussieht“, schreibt der Hochschwabführer. Den Aufstieg über den Ostgrat bezeichnet er als sehr schwierig. Um 1/2 11 Uhr saßen wir bereits auf dem Gipfel. Bauer und Michl mußten zur Hütte zurück, während zwei Wiener Herren, die sich angeschlossen hatten, mit uns über die Nordwand abstiegen. Es ist nicht leicht, im Abstieg den Weg durch eine schwierige Wand zu finden, die man nicht kennt. Mehrmals waren wir in eine Sackgasse geraten und mußten zurück. Als wir ausstiegen, hörten wir die Wiener hoch in der Wand einen Haken schlagen.

Um 1/2 5 Uhr standen wir beim Einstieg zur Südwand.

Die Wiener hatten uns mit einer Doppelüberschreitung einen Floh ins Ohr gesetzt. „Ob wir wohl nicht zu spät d'ran sind?“ frage ich. 2 1/2 Stunden Kletterzeit sind angegeben. „Es wird schon gehen; der Abstieg über den Westgrat ist leicht“, meinte Stöhr. Also los! „Ueber erste Schrofen empor zu einer sehr brüchigen, grasdurchsetzten Wand“, lautet die Beschreibung. Das war eine unangenehme Angelegenheit und ich war verdammt froh, als ich weiter oben die Hand auf festen Fels legen konnte. Diese Tur hat viel Ähnlichkeit mit der Zetten-Ostwand; der untere Teil brüchig, oben fester Fels, aber sehr schwierig und ausgelegt. „Erste Doppelüberschreitung am 5. September 1932“ trug Stöhr um 1/2 7 Uhr abends im Gipfelbuch ein, dann eilten wir über den Westgrat bergab.

Für den 6. September hatte mein Gefährte den Ostgrat auf den Brandstein vorgeschlagen. Fast 3 Stunden tippelten wir bis zum Einstieg, dem noch ein Latschenschinder vorgelagert war. Ich schimpfte darob wie ein Rohrpaß, und schimpfte erst recht über das Dredzeug, als mir bei der Kletterei jeder zweite Griff in der Hand blieb. Aber nachdem wir einige Stunden später auf dem Gipfel, in weiches Moos gestreckt, in der Sonne schwelgten, da war ich wieder veröhnt.

Am Vormittag des 7. Septembers saßen wir im Schaufelwandsattel und schauten zur Westwand des Großen Ebensteins hinüber, in deren Schatten ein Rudel

Gemsen äste. Das ist wohl das schönste in diesem Gebiet: man trifft wenig Menschen, umso öfter kann man sich über den Anblick von Hochwild freuen.

Wir studieren den Führer und suchen einen Durchstieg durch die Wand. In der Fall-Linie des Gipfels zieht sich vom Fuß bis zur Mitte der völlig senkrechten Mauer ein schwarzer Riß, der einmal einen Knick macht, dann wieder hochgeht. Kein Zweifel, da muß der Beschreibung nach ein Durchstieg sein. Nachdem wir über eine steile Schuttrieme hinübergequert waren, paden wir an. Die erste Seillänge gibt mir schon zu schaffen, und je höher wir kommen, desto schwieriger wird es. „Wir sind falsch d'rant!“ warnte der Gefährte. Beim Knick drängt es mich arg heraus; fast eine halbe Stunde mußte ich herum, bis ich einen Haken anbringe, und vergebende dabei meine ganze Kraft. Endlich hängt das Seil im Karabiner und ich kann mich etwas ausrasten, bevor ich das schwierigste Stück angehe. „Da ist ein Haar in der Supp'n“, denke ich mir, als ich mich unter dem Ueberhang hinausbeuge und vorläufig den Zaden prüfe, der weiter oben vorsteht. Er ist anscheinend fest. Aber als ich mich daran hochziehe, spüre ich einen Ruck. Heißer Schreck durchzuckt mich von den Fingern bis hinunter zu den Zehenspitzen. Und während ich mich weiterarbeite und meinen Körper in den wieder ansehenden Riß hineinzwänge, löst sich der Zaden, an dem ich gehangen, und saust in die Tiefe. Glück muß man haben! Ein sehr schöner, ausgelegter Quergang brachte uns bald darauf in leichteres Gelände, und nach dreieinhalbstündiger Kletterei schüttelten wir uns auf dem Gipfel die Hände. Später erfuhren wir, daß eine Seilschaft mit Ing. Schreiner aus Graz diesen Weg einige Wochen früher das erste Mal gemacht, aber den Ueberhang umgangen hat.

Als wir am 8. September von einem Bummel zum Sadwiesensee zurückkehrten, gab mir der Michl einen Wink zum Mitgehen. Er führte mich in ein Dachkammerl, wo er beim Fenster einen fast meterlangen „Spektiv“ liegen hatte. „Schau einmal hinüber zu der grünen Blöcken da drüben“, forderte er mich auf. Ich folgte seinem Geheiß, konnte aber nichts Besonderes wahrnehmen. „I sieh schon, du hast keine Übung mehr“, meinte der Michl. Ich suchte noch einmal mit dem Glase die Gegend ab. Jetzt hatte ich es endlich. Vor mir standen zwei Hirsche, die von einer Erlstaude das Laub abrupften. „Schaust du diese Bieder noch alleweil so gerne an?“ frug ich. Da lachte der Michl. Früher haben wir manchesmal über einen Stutzenlauf hinausgeschaut auf dergleichen Getier. Aber das ist jetzt schon lange her. Am nächsten Morgen brachen wir beizeiten auf, denn wir hatten einen weiten Weg vor uns. Der Michl verließ uns noch mit einer Fackel zur Durchwanderung der Frauenmauerhöhle, dann nahmen wir Abschied vom Freund, seiner Familie und dem gastlichen Haus.

Durch lichten Wald und über grüne Almhöden führte unser Weg zur Frauenmauer. Dieser Berg wird von einem natürlichen Stollen, der Frauenmauerhöhle, durchzogen. Am Westeingange erinnert eine Tafel an den Besuch durch die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1885. Wir entzündeten unsere Fackeln, denn verschluckte uns der Berg, um uns nach halbstündiger Durchwanderung auf der Ostseite wieder auszupeilen. Ich war froh, als ich wieder in der Sonne stand.

„Wer hätte gedacht, daß wir noch einmal da landen würden?“, meinte Stöhr, als wir in Gtatterboden den Zug verließen. Um unsere schlappen Körper etwas aufzufrischen, badeten wir in der Enns, dann machten wir uns auf den Weg zum Naturfreundehaus am Großen Buchstein. Vom Weg aus hat man einen großartigen Einblick in die Gefäuleberge.

Beim Morgengrauen des 10. Septembers strebten wir auf schmalen Pfade dem Einstieg zur Westkante des Großen Buchensteins zu, die sich ober uns schemenhaft gegen Himmel hob. Ueber das Ennstal hatte der Herbstnebel seinen zarten Schleier gelegt. Grau hoben sich die Nordwände des Gefäuses aus dem dunklen Wald. Wie eine uneinnehmbare Feste stand der Reichenstein, auf den Gipfeln ringsum war das erste Leuchten des neuen Tages und über allem lag ein tiefes Schweigen.

Die Kletterei über die Kante weist keine besonderen Schwierigkeiten auf, erheischt aber wegen der großen Ausgesetztheit vorsichtiges Gehen. Einen besonderen Reiz erhält die Tur durch ihre herrliche Fernsicht. Links und rechts der Kante gleitet der Blick ungehindert hinaus und in die Tiefe. Nun lag das Ennstal in der Sonne, die sich an den Fenstern des Admonter Klosters widerspiegelte.

„Braucht der Mensch lang da herauf“, dachte ich, als ich auf dem Gipfel stand und langsam das Seil einnahm. Da tauchte ein bleiches, blutüberrieseltes Gesicht über die Kante auf. Ein durch das Seil gelöster Stein hatte dem Gefährten eine tiefe Schramme in den Kopf geschlagen. Zum Glück hatte ich ihm beim Einstieg meinen Hut gegeben, der die Wirkung etwas gemildert hat, sonst wäre es am Ende noch übel ausgegangen. Nachdem sich Stöhr etwas erholt hatte, stiegen wir über die Südwand ab. Für mich war es der Abschied von den Bergen der grünen Steiermark. Einige Stunden später fuhren wir mit der Bahn ennstalaufwärts. Und so oft ich mich aus dem Wagenfenster beugte und zurückschaute, sah ich die Westkante vom Großen Buchstein ins Blaue ragen.

Wenn die Grenze gesperrt ist.

(Urlaubstage in der Rhön.)

Toni Dietmann, Schweinfurt.

Ich weiß es noch so gut, als sei es gestern erst gewesen, wie wir im Sommer 1932 Abschied nehmend vom Stripsenjochhaus abgezogen sind. Papa Stöger versprach, am Abend an uns zu denken und auf der Harfe ein Lied für uns zu spielen. Heini ging noch ein paar Schritte mit; dann blieb auch er zurück. Wir winkten, und als wir uns noch einmal umwandten, war er ins Haus gegangen. Nun waren wir allein. Es regnete in Strömen. Trübselig trachteten wir talwärts. Wir hatten wegen des anhaltend schlechten Wetters nur zwei Turen machen können. Heini hatte mich zu trösten versucht: „Die Predigtstuhl-Kordkante läuft dir nicht davon!“ Doch ein Jahr ist lang. Was kann in einem Jahr nicht alles geschehen! Wir saß das Weinen in der Kehle. Meine Gefährtin konnte den Jammer nicht mehr mit ansehen. Sie fing an, Pläne für den nächsten Sommer zu schmieden: „Wie schnell ist ein Jahr herum! Dann gehen wir in die Dolomiten! Wir kaufen uns den „Gallhuber“; den studieren wir im Winter. Da haben wir eine lange Vorfreude. Und eh' wir uns versehen, sind wir wieder im Gebirg!“ Und siehe, ein Lichtlein ging auf im dunklen Herzensgrund.

Das Jahr ging wirklich herum. Erst langsam zwar, sehr langsam; dann schnell und immer schneller. Die Ferien rückten in beglückende Nähe. Wir versprachen St. Petrus die dickste Kerze, wenn er unserer Reise gutes Wetter beschert. Schließlich machten wir uns noch darüber Kopfbrechen, ob wir erst einige Tage in den Kaiser und dann in die Dolomiten oder erst in die Dolomiten und dann in den Kaiser gehen sollten. Dieses Problem wurde nie endgültig gelöst. Denn mit einem Schlage ward aller Lust ein Ende gemacht. In der Zeitung stand eines Tages, daß jedem deutschen Beamten das Reisen ins Ausland verboten sei. Die Ferien kamen immer näher. Niemand machte Anstalten zum Baden. Nie-

mand wagte die Frage: „Ja, wo geh'n wir denn jetzt hin?“ Doch als der erste Ferientag anbrach, hielt es uns nicht mehr in der Stadt. In fieberhafter Eile wurde gepackt und der Mittagszug entführte uns schon, aber nicht in die Alpen, sondern in ein deutsches Mittelgebirge, in die Rhön, wo unser Wochenendhäuschen steht.

Es ist ein kleines Hüttchen, kaum 3 m im Geviert. Unten ist die Wohnküche, darüber der Dachboden, der als Schlafraum dient. Bei schlechtem Wetter kocht, wohnt und schläft man im Hüttchen; bei Sonnenschein spielt sich das ganze „Familienleben“ im Freien ab. Das Hüttchen steht 100 m unter dem Gebirgslattel zwischen Feuerberg und Totemannsberg am Waldesrand. Hier dehnt sich eine herrliche Wiese aus. Sie ist groß und weit, hinter ihr kommt wieder Wald; der scheint kein Ende zu haben. Da überfällt uns, die wir in der Zwangsjade der Zivilisation stecken, plötzlich und jauchzend das Gefühl der Freiheit: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“ Die zwei Waldbränder begleiten die Wiese bis hinauf zum Paß, also daß droben ein weites, blaues Tor entsteht. Denn hier stößt der Himmel mit der Wiese zusammen. Wie ich so neben der Hütte im Grase liege und hinauf schaue in das weite, blaue Tor, muß ich plötzlich an das Ellmauer Tor denken, das ich einmal von Ellmau aus in so heiterer Bläue gesehen habe. Ach, Heini, wird ist mir der Predigtstuhl doch davongelaufen. Mir wird ganz elend zumute. Alle Freude ist mir genommen.

Da nahm mich die Natur an ihr grüngoldenes Herz, daß ich seinen Schlag hörte, den großen, starken, gesunden. Im Umgang mit ihr wurde ich wieder froh. Wie schön war es, in der Morgensonne sich am Wiesenquell zu waschen; nur mit Luftanzug bekleidet, stundenlang im Walde umherzustreifen ohne einem Menschen zu begegnen; in den sonnigen Waldschläger lücker, duftende Erdbeeren zu naschen; in den heißen Mittagsstunden die Rehe anzuschleichen, die im hohen Kraut versteckt lagen und ruhten; dem unermüdlischen Gezirpe der Grillen, dem Summen der Hummeln zu lauschen; den Flug eines Raubvogels, die Farbenpracht eines Schmetterlings, die Stachelfugel eines Igels zu bewundern; jeden Tag nach dem Neste eines kleinen Vogels zu sehen, der sechs Eier ausbrütete; abends mit dem Jäger zum „Blatteln“ zu gehen. Es war schön, zum Gipfel des Feuerberges hinaufzusteigen, auf dessen grasbedeckter Kuppe die sturmbraute Rissinger-Hütte steht. Heute lag sie in praller Sommer-sonnenglut. Die Luft flimmerte über den Matten. Man konnte weithin schauen über Täler und Höhen. Einige 100 m unter uns bahnt sich ein kleines Fläckerchen, die Sinn, einen Weg nach Süden. Auf dem nahen Kreuzberg, der alljährlich das Wanderziel vieler Wallfahrer ist, ist sie dem dunklen Schoß der Erde entsprungen. Drüben erhebt sich die bewaldete Kuppe des Auersberges, nach Süden bauen sich hintereinander auf die drei Pflster und, sie alle überragend, der Dreifels bei Bad Brückenau. Nach Norden zieht das lange und breite Dammsfeld, ein beliebter Wintersportplatz; der schöne Eierhaud schließt sich an; Ruckberg, Reesberg, Schachen, Arnsberg schauen herüber; am Horizont sind im Nordwesten als schmale Streifen erkennbar Himmelstund, Heidestein und Wasserkuppe. Sie sind alle nicht einmal Eintausender, sie sind alle keine Kletterberge, und doch haben auch sie ihre Reize, und die Wasserkuppe hat sogar einige Berühmtheit erlangt durch die Segelflüge, die dort stattfinden. In sanften Schwüngen reihen sich die mannigfach geformten Kuppen- und Regelberge aneinander, abwechselnd mit Wald und Wiese bedeckt; zwischen die Bergketten sind grüne Täler eingebettet, durch die lustige Forellenbäche ihre Silberbänder ziehen. Ueber allem liegt die Sonne,

Wer nun, mit diesem schönen Bild im Herzen, fortgeht und von dem sanften, anmutigen, lieblichen Antlitz der Rhön spricht, der kennt sie nicht. In Wahrheit ist sie eine spröde, herbe, schwermütige Schöne. Erst wenn du sie ganz kennst, erschütterst dich ihr Lächeln, weil du weißt, wieviel Schwermut sie dahinter verbirgt. Du mußt sie gesehen haben im Sturm! Da rast der Wind über die waldlosen Hochflächen hin, daß selbst die niedrigen Gräser sich ducken. Kein Baum kann da oben „in den Himmel wachsen“. Den Latschen ähnlich kriecht sein Geäst am Boden hin. An einem Sturmtage stieg ich einmal mit meinem Hunde zur Rissinger Hütte hinauf. Wir gingen gegen den Wind. Nur langsam kamen wir vorwärts. Auf einmal sah ich etwas den Berg herunterrollen, ein grauweißes Knäuel. Das war mein armer Hund, der Peter. Der Wind war Herr über ihn geworden und rollte den Armlisten über Stod und Stein talwärts. Ich habe ihn natürlich so schnell ich konnte „geborgen“. Wenn Gewitter heraufziehen, verfinstern ungeheure schwarze Wolkenwände den Tag und machen das Herz erbeben. Hagelschläge und Wolkenbrüche, die das Gewitter begleiten, vernichten oft die ganze Ernte eines Dorfes. Ein solches Gewitter haben wir eines Nachts in unserem Hüttchen erlebt. Der Hagel trommelte mit solcher Wucht auf das Dach, daß wir glaubten, jeden Augenblick müßten die Ziegel zerbrechen und auf uns fallen. Die Blitze zuckten unaufhörlich, in nahe Bäume schlug es ein, wir warteten „gelassen und still“ auf unser Ende. Aber ein gütiges Geschick verschonte uns. Am nächsten Tag kam der Jäger herauf in unsere Einsamkeit und sah nach, ob wir noch lebten. Sehr gefährlich ist's, im Nebel oder im Schneegestöber in der Rhön zu wandern. Da kommt man leicht vom Wege ab, geht in die Irre, und mancher fand überhaupt nie mehr heim. Ich habe schon einen Sommer in der Rhön erlebt oben auf einem Berge, da war ich sechs Wochen lang in Nebel eingehüllt. Ich lebte wie auf einer Insel. Um mich herum war der Abgrund. Er war undurchdringlich und ausgefüllt mit Nebel, Nebel, Nebel. Wer nun dieses wie von Schmerz aufgewühlte oder entsetzlicher Trostlosigkeit hingeebene Antlitz der Rhön kennt, der weiß erst ihre guten Tage zu schätzen. Und wir hatten heuer das unerhörte Glück, daß sich ein Sonntag an den anderen reihte. Die Nächte waren so warm, daß wir auch im Freien schliefen, in einem richtigen Himmelbett. Denn die wirklichen Sterne leuchteten über uns. Ihr seliges Geflimmer beglückte uns, und wenn wir lange hinaufschauten, fühlten wir uns zuletzt selbst schwebend im Himmelsraum, mitten unter ihnen. Die Vollmondnächte gar, die machten unsere Welt unirdisch schön. Da gingen wir stundenlang auf der Paßhöhe spazieren. Am „Eisernen Kreuz“, dem höchsten Punkt, machten wir Halt. Wir standen „auf dem Dach der Welt“. Wir starrten in den silbernen Mond hinein, unser Blick glitt über das geisterhafte Land zu unseren Füßen, und dann schauten wir uns selber an, ob wir denn noch Wesen aus Fleisch und Blut waren oder ob das Mondlicht auch uns schon verhext hatte.

So wußten wir nicht, wer uns mehr Freude schenkte, der Tag oder die Nacht, und wir fingen an, nicht mehr zu unterscheiden zwischen den Zeiten, wir sahen keinen Anfang und kein Ende, wir lebten im Ewigen. Und so erscheinen mir die vier Ferienwochen, fern von den Menschen in Wald- und Wieseneinsamkeit, wie ein einziger goldener Tag. Durch diesen glückschimmernden Tag zitterte aber immer, leise und doch eindringlich, süß und doch schmerzlich, ein sehnächtiger Ton, das große Heimweh nach den Tiroler Bergen und Menschen.